

Oral History in USA

Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen

1. EINLEITUNG

In den letzten Jahrzehnten sind zwei Innovationen geschichtswissenschaftlicher Heuristik von den USA ausgegangen und in vielen anderen Ländern aufgenommen worden, Cliometrics und Oral History. Beide Verfahren sind im Kern nicht neu, sondern gehen auf Mittel zurück, deren sich Geschichtsforscher schon immer bedient haben, nämlich auf Statistik und Interviews; aber sie sind in den der Praxis zugewandten Sozialwissenschaften und vergleichbaren Anwendungsgebieten wie Ökonomie oder Journalismus wesentlich mehr verwandt und weiter entwickelt worden. In einem größeren Umfang für die Geschichtswissenschaft wurden sie erst relevant, seitdem die Auswertung quantifizierbarer Daten durch Computer unterstützt und Gespräche mit Zeitgenossen auf Tonband festgehalten werden konnten. Im Rahmen der Begriffe historischer Heuristik jedoch liegen beide nicht auf derselben Ebene. Daß sich die Historikerkunft den Möglichkeiten des Computers mit sehr viel geringerer Zurückhaltung als denen des Tonbands zugewandt hat, dürfte vor allem daran liegen, daß die elektronische Datenverarbeitung den bevorzugten Rohstoff des Historikers, den Überrest, nicht qualitativ verändert, sondern nur seine Bearbeitung rationalisiert bzw. ihn häufig genug überhaupt erst bearbeitbar macht¹. Mit dem Tonband wirkt der Historiker aber selbst an der Produktion von Quellen mit, und zwar an der Inflationierung von »Tradition«, also einer Quellengattung, die im Zuge der Entwicklung der historisch-kritischen Methode stets als eine zwar notwendige, aber in ihrem Wahrheitsgehalt besonders kritisch zu prüfende Ergänzung der Überrestquellen dargestellt wurde. Durch ihren narrativen und subjektiven Charakter erinnert sie die Historiker an ihre Herkunft aus Journalistik, Annalistik und andere literarische Bereiche und widerstreitet damit einem oberflächlichen Szientismus.

Der Hauptgrund, der zur Entwicklung von Oral History geführt hat, besteht in der Erfahrung von Quellendefiziten, die sich teilweise aus einer in den letzten Jahrzehnten abnehmenden Qualität ständig wachsender Berge von Überrestquellen und teilweise aus einem über die überrestproduzierenden Lebensbereiche hinausgreifenden historischen Erkenntnisinteresse ergeben.

Im ersten Fall handelt es sich um die Erkenntnis, daß die Quellenüberlieferung für die Zeit etwa vom Absolutismus bis zum Imperialismus in der Tat ein eigentümliches und

1 Während ausführlichere methodische Literatur zum diachronen Interview zumindest im deutschen Sprachraum fehlt, ist die »cliometrische« Entwicklung voll rezipiert worden. Vgl. neben der Auseinandersetzung mit der französischen »Annales«-Schule z. B. Konrad Jarauisch (Hrsg.), Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft, Düsseldorf 1976; R. Gundlach/Carl-August Lücknerath, Historische Wissenschaften und elektronische Datenverarbeitung, Frankfurt u. a. 1976; sowie die Aktivitäten der kürzlich gegründeten Arbeitsgemeinschaft »Quantum« (Köln). Allgemeine Einführungen: Edward Shorter, The Historian and the Computer, Englewood Cliffs, N. J., 1972; Roderick Floud, An Introduction to Quantitative Methods for Historians, Princeton 1975; Beispielsammlungen aus USA und England z. B. D. K. Rowney/J. O. Graham Jr. (Hrsg.), Essays in Quantative Economic History, Oxford 1974.

geeignetes Korrelat nationalpolitischer Historiographie darstellte, insofern zunehmende Zentralisierung der Systemsteuerung mit nur langsamem Anwachsen schneller und informeller Kommunikationsmöglichkeiten einherging. Kleine Eliten mußten tatsächliche Motive ihres Handelns schriftlich niederlegen, um sich zu verständigen und ihren Regierungsapparat zu steuern. Etwas überzogen läßt sich sogar sagen, was in den Akten der Regierung und in den Briefen und Tagebüchern der Führungsschicht nicht nachzuweisen ist, könne für diese politischen Systeme im ganzen kaum von großem Gewicht gewesen sein. Dasselbe politische Erkenntnisinteresse ist mit den Aktenüberlieferungen heutiger politischer Systeme kaum noch zu befriedigen, einmal weil die Zahl und die Organisiertheit der Handlungsträger stark gewachsen ist (hier mag der Computer helfen), zum anderen aber weil die Entwicklung der Verkehrs- und Kommunikationsmittel die schriftliche Fixierung von tatsächlichen Handlungsantrieben (im Unterschied zu einer Flut von legitimatorischen Taktiken im internen Schriftgut und in den Massenkommunikationsmitteln) nicht mehr erzwingt, wodurch die subjektive Erklärungsseite ausfällt oder willkürlich wird².

Daneben aber ist auch das historische Erkenntnisinteresse erheblich über die Geschichte der Regierenden und der Regierungen bzw. die Spiegelung von Systemen in ihren Steuerungsproblemen hinausgewachsen. Wer die schweigende Mehrheit verstehen will, wird sie zum Sprechen bringen müssen. Basisprozesse und Minderheitsprobleme hinterlassen selten autonome Zeugnisse. In dem Maße, wie sich die Geschichtswissenschaft auch den sog. Unterprivilegierten und den Unterlegenen, den verschütteten Alternativen, den Lebensformen, die politisch nicht repräsentiert und ökonomisch nicht marktfähig sind, zuwendet, gerät sie in große Quellenschwierigkeiten, sei es, daß dokumentarisches Material überhaupt fehlt, daß es nur die Rahmenbedingungen belegt oder daß es nur aus der Perspektive des Gegners oder des Außenstehenden entstanden ist³. Es ist kein Zufall, daß die Produktion narrativer Quellen aufgrund mündlicher Überlieferung erst in der Volkskunde, der Ethnologie, der Kriminologie, der Soziologie und Psychologie abweichenden Verhaltens ausgebildet worden ist⁴, bevor sich auch die Geschichtswissenschaft solcher Problembereiche und Methoden in größerem Umfang bediente. Weil »große« Persönlichkeiten zuweilen auch große schriftliche Nachlässe haben, verfallen manche Historiker dem Irrtum, daß die übrigen gesellschaftlichen Bereiche keine individuelle Erfahrung und Persönlichkeit bildeten und daß Kategorisierungen und Typisierungen in dieser Hinsicht mehr seien als Hilfskonstrukte; aber auch Arbeiter, Bauern oder Beamte haben eigene Lebensgeschichten, durch die sie Geschichte erfahren und mitgestalten. Es könnte eine sozialgeschichtliche Aufgabe sein, vorschnelle abstrakte Kollektivbegriffe lebensgeschichtlich zu enttypisieren und sie damit für neue Untersuchungen sozialer Zwänge, Bedürfnisse, Erfahrungen und Motive zu öffnen. Dafür gibt es in der biografischen Methode Ansätze, die insbesondere dann, wenn lebensgeschichtliche Verläufe nicht nur äußerlich rekonstruiert, sondern in ihrer Erfahrungsdimension und in ihren komplexen Bezügen zum »Alltag«⁵ interpretiert werden

2 Dieser am weitesten verbreitete Legitimationsstrang läßt sich sehr oft finden, z. B. bei *Arthur M. Schlesinger Jr.*, On the Writing of Contemporary History, in: *The Atlantic Monthly*, März 1967, S. 69-74, bes. S. 71: »[...] the rise of the typewriter has vastly increased the flow of paper, while the rise of the telephone has vastly reduced its importance. Far more documents have been produced, and there is far less in them.«

3 Der Ausgleich von sozialgeschichtlichen Quellendefiziten wurde vor allem in England betont, vgl. z. B. den Beitrag von *Paul Thompson*, Problems of Method in Oral History, in: *Oral History* 1, 1973, Nr. 4, S. 1-47. (Dieser Newsletter wird vom Dep. of Sociology, University of Essex, Colchester, England, herausgegeben.)

4 Beste Zusammenfassung interdisziplinärer methodischer Probleme mit guten Literaturverweisen bei *Ronald J. Grele*, A Surmisable Variety: Interdisciplinary and Oral Testimony, in: *American Quarterly* 27, 1975, S. 275-295.

5 Zur theoretischen Perspektive vgl. *Oskar Negt/Alexander Kluge*, Öffentlichkeit und Erfah-

sollen, ohne die Aufnahme der Erinnerung des Betroffenen nicht auskommen. Durch Interviews könnten Quellen produziert werden, die Interpretationsmodelle wie den symbolischen Interaktionismus⁶ historisch und den Strukturalismus⁷ für Subkulturen fruchtbar zu machen vermögen. Und dies könnte Erkenntnisfortschritte in der Frage des Klassenbewußtseins und der Aktionspotentiale beherrschter Gruppen eröffnen. Eine Verbindung und heuristische Fundierung dieser Interpretationszugänge aber scheint dann notwendig zu werden, wenn einerseits die Diktatur objektivistischer Theoretiker über ihre Gegenstände gebrochen und die Erfahrung und Subjektivität auch z. B. von Arbeitern ernstgenommen und andererseits durch eine Archäologie des Denkens auf einer neuen Ebene regelhafte Tiefenstrukturen aufgefunden werden sollen, um sich nicht in einem antiquarischen Positivismus zersplittern und durch Oberflächlichkeit täuschen zu lassen. Angesichts solcher heuristischen Bedürfnisse in der Sozial- und Zeitgeschichte ist es erstaunlich, daß in der Bundesrepublik zwar verschiedene Befragungsprojekte durchgeführt wurden und Interviews mit Beteiligten – in einer handgestrickten und nur selten dem Stand der derzeitigen Möglichkeiten entsprechenden Form – auch zur Praxis vieler Zeithistoriker gehören, eine systematische Nutzung, Institutionalisierung und methodische Präzisierung von Oral History aber unterblieb⁸. Dafür gibt es jedoch eine Reihe von Gründen, deren wichtigste mit der geringen Entwicklung einer radikalen Volkskultur und einer linken Sozialgeschichte in Deutschland, dem Abbruch dieser Tradition durch das NS-Regime und damit mit der Etablierung der deutschen Zeitgeschichte als Wissenschaft zur Bewältigung des Nationalsozialismus zusammenhängen. Eine sonst in der Zeitgeschichte ungekannte Archivöffnung hatte die *arcana imperii* zuäußerst gekehrt, während andererseits etablierte gesellschaftliche Interessen die Historiker in ihrem Traditionalismus bestärkten, den Gegenstand als einen politischen und abgeschlossenen zu untersuchen, seiner sozialgeschichtlich ausgeweiteten Dimensionierung und damit dem Kontinuitätsproblem jedoch auszuweichen. Darüber hinaus hatte es in den Vernehmungen der Kriegsverbrecherprozesse und der Entnazifizierung eine Variante mündlicher Überlieferung gegeben, die wesentlich auf Leugnen abgestellt war und zu Recht die Skepsis der Historiker gegenüber allen »Memoiren« erhärtete. Angesichts der gesellschaftlichen Tabuisierung des Nationalsozialismus konnten auch die von Historikern unternommenen Befragungen keine wesentlich anderen Ergebnisse erbringen; die Gespräche mit Systemträgern waren nur ausnahmsweise ertragreich oder wenigstens innerhalb gewisser Toleranzen verlässlich; die mit den Regimegegnern tendierten oft zur Herausstellung einer

rung, Frankfurt 1972; *Henri Lefèbvre*, Kritik des Alltagslebens, Bd. 1–3, München 1974; *Siegfried Reck*, Arbeiter nach der Arbeit, Lahn-Giessen 1977 (vor allem die Einleitung von *Thomas Kleinspehn*). Zur historischen Perspektive vgl. *E. P. Thompson*, The Making of the English Working Class, 2. Aufl., Harmondsworth 1968; *Dieter Groh*, Basisprozesse und Organisationsproblem, in: *Ulrich Engelhardt* u. a. (Hrsg.), Soziale Bewegung und Politische Verfassung (FS Werner Conze), Stuttgart 1976, S. 415–431; der Verf. verdankt Anregungen zur historischen und soziologischen Dimensionierung des Alltags- und Erfahrungsproblems auch »preprints« von Alf Lüdtke (Göttingen) und Werner Fuchs (Marburg).

6 Vgl. *Günter Falk/Heinz Steinert*, Über den Soziologen als Konstrukteur der Wirklichkeit, das Wesen der sozialen Realität, die Definition sozialer Situationen und die Strategien ihrer Bewältigung, in: *H. Steinert* (Hrsg.), Symbolische Interaktion, Stuttgart 1973, S. 13 ff.

7 Gemeint sind Ansätze im Stile der Archäologie des Wissens bei Michel Foucault und der Zeitschrift »Recherches«, deren Methode derzeit vor allem durch ihre Abhängigkeit von den Quellen der kulturtragenden Schichten und deren Tiefeninterpretation zur Ausblendung der Wirkungszusammenhänge und damit zur willkürlichen Generalisierung einer überzogenen Kulturkritik neigt.

8 Eine Ausnahme bilden die praktischen Hinweise von *Peter Hüttenberger*, Zur Technik zeitgeschichtlicher Befragungen, in: *Der Archivar* 22, 1969, Sp. 167–176. Der Verf. plant, 1979 einen Sammelband mit methodischen Beiträgen zur Oral History vor allem aus dem Ausland herauszugeben, um die dortigen Erfahrungen für die derzeit in Deutschland sich entwickelnden Projekte leichter zugänglich zu machen.

Aktivität, die in merkwürdigem Gegensatz zu ihrer Unauffälligkeit und Unwirksamkeit in der Zeit des »Dritten Reiches« stand⁹. Die Entwicklung der Zeitgeschichte hat also aus politischen und methodischen Gründen in der Bundesrepublik dazu geführt, daß die Historiker in ihren traditionellen (der Zeitgeschichte unspezifischen) Methoden bestärkt und spezifisch zeitgeschichtliche Arbeitstechniken, die einen sozialgeschichtlichen Zugang erfordern, stigmatisiert wurden. Dies blockierte sowohl eine sozialgeschichtliche Ausweitung des Gegenstandes, mit der erst eine Generation nach dem Regimeende – aber charakteristischerweise eher in älteren Zeitbereichen als im Umfeld des Dritten Reiches – wirklich begonnen wurde, als auch insbesondere die Entwicklung von Oral History. Dem stehen die Beispiele anderer Länder entgegen, von denen hier vielleicht England und Israel herausgegriffen werden sollen. An der Hebräischen Universität und in der nationalen Gedenk- und Forschungsstätte Yad Wa-Schem in Jerusalem sind umfangreiche Befragungsprojekte zur Geschichte der jüdischen Gemeinschaften in aller Welt, zur Erfahrung der Verfolgung und Ausrottung der Juden im Zweiten Weltkrieg und zur Vor- und Frühgeschichte des Staates Israel unternommen und aufbereitet worden¹⁰. Zeitgeschichte wurde hier mit einem ähnlichen Schub sozio-politischen Interesses etabliert wie im Nachkriegsdeutschland, aber mit einem anderen Wertakzent und einer anderen Quellenlage. Das Opfer ist glaubwürdiger als der Täter, und es hat auch ein größeres Mitteilungsbedürfnis als dieser. Insofern waren hier Interviews leichter zu bekommen und begegneten geringerer Skepsis. Die nationale Überlieferung war nicht staatlich verfaßt, sondern von vornherein Kultur- und Sozialgeschichte: Vielfach waren ihre autochthonen Quellen zerstört, die mündlichen Traditionen unterbrochen und wesentliche geschichtliche Erfahrungen unter dem Mantel des Geheimnisses gemacht worden. Die verbliebenen Zeugen zum Reden oder Schreiben zu bringen, mußte insofern als ein vordringliches Bedürfnis nationaler zeitgeschichtlicher Forschung erscheinen. Der Zusammenhang dieser Konstellation mit Oral History erhellt übrigens auch aus dem einen Teilbereich, in dem Deutsche eine traumatische nationale Erfahrung gemacht hatten: der Massenvertreibung aus den Ostgebieten und aus Osteuropa. Hier konnte ebenfalls der Einzelne keine Gründe für sein Schicksal erkennen, auch hier gab es ein kollektives Leiden, das als wesentliches Element der nationalen Erfahrung interpretiert wurde, aber kaum Überreste hinterlassen hatte, und auch hier wurde sogleich von offizieller Seite eine groß angelegte Sammlung einschlägiger Oral History und anderer Zeugnisse angelegt¹¹. Ähnliche Sammlungen

9 Eine systematische Erfassung des Zeugenschrifttums und der zeitgeschichtlichen Befragungen in Deutschland fehlt. An verschiedenen Archiven bestehen aber einschlägige Bestände, am ausgedehntesten wohl beim Institut für Zeitgeschichte in München. Dieses Material hat die dortigen Historiker sehr skeptisch über seinen Gebrauchswert gemacht; vgl. z. B. die kurze Diskussion durch einen Mitarbeiter dieses Instituts, *Wolfgang Benz*, in: *ders./M. Müller, Geschichtswissenschaft*, Darmstadt o. J. (1973), S. 63 f. Der Verf. hat im Sommer 1977 eine Umfrage nach Befragungsbeständen und laufenden Projekten bei allen einschlägigen Lehr- und Forschungsinstitutionen und größeren Archiven in der Bundesrepublik unternommen, deren Ergebnisse in absehbarer Zeit veröffentlicht werden sollen.

10 *Paul Thompson*, Oral History in Israel, in: *Oral History* 5, 1977, Nr. 1, S. 35–39. Knapper Überblick über die bisherigen Projekte und Bestände an der Hebräischen Universität in: *Alan M. Meckler/Ruth McMullin* (Hrsg.), *Oral History Collections*, New York/London 1975, S. 339–42. Zusammenstellung der Bestände bis 1973 in: *The Hebrew University of Jerusalem. The Institute of Contemporary Jewry* (Hrsg.), *Oral History Division, Catalogue No. 3*, Jerusalem 1970 und dito *No. 4*, 1975. Teile der Bestände sind im Rahmen des New York Times Oral History Program verfilmt worden und von der Microfilming Corporation of America, Glen Rock, N. J., zu beziehen. Für Yad Wa-Schem vgl. *Y. Bauer* (Hrsg.), *Guide to Unpublished Materials of the Holocaust Period*, Bd. III (1975).

11 Gemeint ist die vom Bundesministerium für Vertriebene seit 1953 hrsg. »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa«. Zur Methode vgl. *Martin Broszat*, Massendokumentation als Methode zeitgeschichtlicher Forschung, in: *VfZG* 2, 1954, S. 202–13. Vergleichbare Projekte hat es auch über die deutschen Kriegsgefangenen im Zweiten Welt-

zur Geschichte der nationalen Resistance während des Zweiten Weltkrieges sind vielerorts angelegt worden.

Obwohl es auch im britischen Reichskriegsmuseum (aber erst seit 1972) Befragungsbestände gibt¹², ist Oral History in England, wo sie nächst den USA am breitesten entwickelt und methodisch am genauesten reflektiert wurde, aus anderen Erkenntnisinteressen herausgewachsen. Ihre Ursprünge liegen hier in Volkskunde, Linguistik, Lokalgeschichtsschreibung und in Varianten einer »linken«, die Erfahrung und Identität der »arbeitenden Bevölkerung« betonenden Sozialgeschichte¹³. Charakteristisch für den derzeitigen Stand dieser Richtung sind – neben verschiedenen auf Oral History aufbauenden sozialhistorischen Dokumentationen, die zu Bestsellern wurden¹⁴ – vielleicht besonders ein großes Oral-History-Projekt zur Sozialkultur der südwalisischen Bergarbeiter (Universität Swansea)¹⁵, die sozialistische History-Workshop-Bewegung, deren Inspirator Raphael Samuel (Ruskin College, Oxford) häufig auf die Möglichkeiten der Selbstgenerierung von Geschichtszeugnissen und -interpretationen durch Arbeiter im Zuge der Weiterbildung hingewiesen und selbst eine auf Befragungen beruhende Darstellung der Lebensverhältnisse in einem Industriedorf vorgelegt hat¹⁶, und der Versuch Paul Thompsons (Universität Essex, zugleich Herausgeber des britischen Newsletters »Oral History«), aus den Kindheitserinnerungen alter Menschen, die, nach einem Quotenverfahren ausgewählt, eine repräsentative Stichprobe darstellen sollen, Material über die schichtenspezifischen Haushaltsstrukturen und Sozialisationsbedingungen in England zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg zu erschließen¹⁷. Die französische »Histoire Oral« zielt in eine ähnliche Richtung, aber steht erst am Beginn¹⁸.

krieg und – seitens des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung – über ehemalige sozialdemokratische Funktionäre in der DDR gegeben. Als Auswertung des letzteren Projekts siehe: *Beatrix W. Bouvier*, Antifaschistische Zusammenarbeit, Selbständigkeitsanspruch und Vereinigungstendenz. Zur Rolle der Sozialdemokratie beim administrativen und parteipolitischen Aufbau in der sowjetischen Besatzungszone 1945 auf regionaler und lokaler Ebene, in: AfS XVI, 1976, S. 417–468.

- 12 Vgl. den Bericht des einschlägigen Abteilungsleiters des Imperial War Museum, *David Lance*, Oral History in Britain, in: *Oral History Review*, 1974, S. 64–76. »What seems at the moment significantly lacking in Britain are Oral History Projects aimed at elite respondents.«
- 13 Diese Traditionen sind sehr gut in einem Paper beschrieben, das auf einer Konferenz zur »Histoire Orale« in Le Creusot 1977 vorgetragen wurde und nächstes Jahr in England erscheinen soll: *Raphael Samuel*, *British Oral History*, Ms., 21 S. Vgl. auch die über den Gegenstand der eigentlichen Frauenfrage weit hinausgehende sozialgeschichtliche Bibliographie raisonné von *Joanna Bornat*, *Women's History and Oral History: an Outline Bibliography*, in: *Oral History* 5, 1977, H. 2, S. 124–135.
- 14 Vgl. z. B. *George Edward Evans*, *Where Beards Wag All. The Relevance of the Oral Tradition*, London 1970, Neuausg. 1977; *Ronald Blythe*, *Akenfield, Portrait of an English Village*, New York 1969.
- 15 South Wales Miners' Library, University College of Swansea. Vgl. *Hywell Francis*, The Origins of the South Wales Miners' Library, in: *History Workshop* 2, 1976, S. 183–193. Für das starke Gewicht arbeiterbezogener Oral History in England vgl. auch »Oral History«, passim, bes. aber die Beiträge: *John Saville*, Oral History and the Labour Historians, in: *Oral History* 1, 1973, Nr. 3, S. 60–62, sowie mit guter Bibliographie *Robert Turner*, The Contribution of Oral Evidence to Labour History, ebda. 5, 1976, Nr. 1, S. 23–40.
- 16 *Raphael Samuel*, *Quarry Roughs*, in: *ders.* (Hrsg.), *Village Life and Labour*, London 1975, S. 139 ff. (vgl. auch Anm. 13).
- 17 *Paul Thompson*, *The Edwardians*, London 1975. Vgl. zu Samuel und Thompson *E. P. Hennock*, Untidy Reality, in: *Encounter*, März 1976, S. 73–77. Erst nach der Drucklegung dieses Beitrags erreichte mich *Paul Thompson*, *The Voice of the Past*, *Oral History*, Oxford 1978, das zum erstenmal zusammenfassend in Buchform die methodischen Grundfragen der Oral History diskutiert und praktische Ratschläge für die Anlage von Projekten enthält. Auf diese Veröffentlichung, die hier nicht mehr eingearbeitet werden konnte, sei mit Nachdruck hingewiesen.
- 18 Im letzten Jahr sind hier eine ganze Reihe einschlägiger Initiativen zu verzeichnen, z. B. ein von *Daniel Bertaux* am *Maison des Sciences de l'Homme* in Paris organisierter Workshop

Nach Umfang und methodischer Zielrichtung den englischen vergleichbare Projekte hat es in der Bundesrepublik kaum gegeben. Zu diesem Defizit ist es vor allem durch das lange Auseinanderfallen volkskundlicher und sozialgeschichtlicher Forschung gekommen. Während Sozialgeschichte in der Bundesrepublik spät und sozusagen von oben herab als strukturelle Ausweitung politischer Steuerungsgeschichte betrieben zu werden begann, verharnte die Volkskunde, in deren Bereich die Aufnahme und Auswertung mündlicher Überlieferung und das Interesse an alltäglichen Lebensformen eine reiche Tradition hat, weithin in einer agrarromantischen Sackgasse. Hier bahnt sich jedoch seit den sechziger Jahren eine neue Begegnung an, die sich in vermehrten sozialgeschichtlichen und den industriellen Lebensverhältnissen zugewandten Fragestellungen bei der Volkskunde und in der zunehmenden Nutzung des methodischen Instrumentariums der Volkskunde für eine Sozialgeschichte des Alltags bemerkbar macht¹⁹.

In dem Maße, in dem diese Begegnung fruchtbar verläuft und die deutsche Zeitgeschichte ihrem eigentlichen Gegenstandsbereich nicht länger mit dem Rückgriff hinter den Kontinuitätsbruch von 1945 auszuweichen vermag und deshalb zur Ausbildung spezifisch zeitgeschichtlicher Methoden herausgefordert wird, wird auch Oral History für die Geschichtswissenschaft hierzulande interessant. Es ist in dieser Situation für sie sinnvoll, von den Erfahrungen in USA zu profitieren, wo Oral History sich am längsten entwickelt und eine Vielfalt von methodischen und organisatorischen Ansätzen hervorgebracht hat. Da sich dabei die zunächst publikumswirksamsten Wege der Oral History als die problematischsten erweisen, könnten damit hierzulande einige besonders kostspielige Umwege erspart werden. Der folgende Bericht geht auf eine Reihe z. T. schon weiter zurückliegender Kontakte des Verfassers mit einschlägigen Forschungsinstitutionen in USA zurück, die auf einer Reise im Frühjahr 1977 in zahlreichen, meist sehr langen Gesprächen mit einigen der führenden »Oral Historians«²⁰ intensiviert wurden. Auf dieser Reise konnte auch stichprobenweise in eine Anzahl solcher Befragungen Einblick genommen, methodische Literatur und Materialien gesammelt und historische Arbeiten, die ganz oder weitgehend auf Oral History beruhen, zusammengetragen werden. Den zahllosen guldigen Gesprächspartnern und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die einen Großteil der Reisekosten übernahm, sei auch an dieser Stelle gedankt.

»L'approche biographique« (2./3. 6. 1977), die Konstituierung einer »Groupe d'Histoire matérielle de la civilisation industrielle« (Sprecher Yves Lequin, Lyon) und die Durchführung einer großen Konferenz »Mémoire Collective Ouvrière« im Ecomusée in Le Creusot (6.–9. 10. 1977), deren zahlreiche Beiträge 1979 veröffentlicht werden sollen. Werner Trapp (Konstanz/Rom) hat mich freundlicherweise auf vergleichbare Entwicklungen in Italien hingewiesen, die sich außer in einer Reihe empirischer Studien vor allem in zwei Sammelbänden mit Arbeitsberichten und methodischen Diskussionen aus Italien und dem Ausland manifestieren. *B. Bernardi / C. Ponti / A. Triulzi* (Hrsg.), *Oral History*, als Heft 2 der *Quaderni Storici* 12, 1977. *Luisa Passerini* (Hrsg.), *Storia orale e vita quotidiana della classe operaia*, Verlag Rosenberg & Sellier 1978.

19 Vgl. demnächst den Überblick von *Martin Scharfe* in: *Social History* (1979). Als Beispiel für unsere Frage vgl. *Albrecht Lehmann*, *Autobiografische Erhebungen in den sozialen Unterschichten*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 1977, S. 161–180.

20 Darunter Elizabeth B. Mason und Louis M. Starr (Columbia University, New York City), William B. Moss (Kennedy Library, Waltham, Mass.), Gould P. Colman (Cornell University, Ithaca, N. Y.), Maclyn P. Burg (Eisenhower Library, Abilene, Kansas), C. Gregory Crampton (University of Utah, Salt Lake City), Willa K. Baum (University of California at Berkeley); James Mink (University of California at Los Angeles), Lawrence C. Goodwyn (Duke University, Durham, N. C.), Forrest C. Pogue (Smithsonian Institution, Washington, D. C.), Peter D. Oldh (National Library of Medicine, Bethesda, Md.), Alice M. Hoffman (Pennsylvania State University, King of Prussia, Pa.), Spencer Weart (American Institute of Physics, New York City) und viele andere – ich habe sie hier in der Reihenfolge meiner Besuche aufgelistet. Vieles, was im folgenden nicht eigens ausgewiesen ist, habe ich diesen Gesprächen oder den Widersprüchen zwischen ihnen entnommen.

2. ENTWICKLUNG IN USA ²¹

Daß sich Oral History in Amerika am frühesten und am ausgedehntesten entwickeln konnte, weist zunächst auf einige allgemeine Bedingungen des öffentlichen Lebens in USA zurück, die der Wertschätzung mündlicher und personenbezogener Überlieferung für die Geschichtsschreibung günstig waren. Das fand schon seinen Niederschlag, als ein Jahrhundert vor der eigentlichen Oral-History-Innovation durch Allan Nevins zwei Historiker des amerikanischen Westens extensive Sammlungen historischer Interview-Niederschriften anlegten. Lyman Copeland Draper sammelte seit den 1840er Jahren insgesamt 486 Bände von Transkripten historischer Interviews mit Beteiligten der Revolutionskriege und der Feldzüge gegen die Indianer im Wilden Westen; über der Dokumentationsarbeit hat er sein eigentliches Ziel, entsprechende Geschichten zu schreiben, aufgegeben, aber schließlich der State Historical Society of Wisconsin eine unschätzbare Kollektion hinterlassen, die eine der wesentlichen Grundlagen für Frederic Jackson Turners These über die Rolle der offenen Grenze im Westen als Ventil für die amerikanische Gesellschaft werden sollte. 30 Jahre später folgte ihm Hubert Howe Bancroft, ein ehemaliger Geschäftsmann, der eine Art historiographischer Manufaktur betrieb, um eine umfassende Geschichte des amerikanischen Westens zu schreiben, wozu er sich in erheblichem Umfang der diktierten Erinnerungen von kalifornischen und Wild-West-Pionieren bediente, die jetzt den Kern der Universitätsbibliothek in Berkeley (Bancroft Library) bilden. Beide werden als »Großväter« der amerikanischen Oral History bezeichnet (Willa Baum) ²². Ihre Tradition zeigt, daß Grundbestandteile der neueren amerikanischen Geschichte vorstaatlichen Charakter haben und insbesondere auch einem leistungsfähigen staatlichen Archivwesen vorzuziehen und daß die Zeitgenossen in einzelnen Persönlichkeiten und nicht in Organisationen oder Behörden die tragenden und bewegenden Kräfte sahen.

a) *Elitenbiografie und Führungsgeschichte*

Die auch ihren staatlichen oder kommunalen Ämtern gegenüber freie Führungspersönlichkeit ist zu einem charakteristischen Symbol des amerikanischen politischen Systems geworden; demgegenüber ist eine professionelle Bürokratie und mit ihr auch ein umfassendes staatliches Archivwesen im Verhältnis zu den europäischen Ländern erst spät entstanden und mußte es auch dann hinnehmen, daß die Politiker ihren amtlichen Schriftverkehr als Privatbesitz beim Amtsende mit sich nahmen, voran die Präsidenten. Wo diese Dokumente nicht ganz verloren gingen, wurden sie als Nachlässe oft privaten Institutionen gestiftet, den Bibliotheken der Universitäten und den historischen Gesellschaften auf lokaler oder einzelstaatlicher Ebene. Mit anderen Worten: Auch das in staatlichen Diensten entstandene Archivgut wurde in einer für Europäer unvorstellbaren Weise auseinandergerissen und auf viele Institutionen verstreut; die Rekonstruktion der Zusammenhänge war oft ohne die Auskünfte der Beteiligten nicht zu leisten. Die horizontale Mobilität der amerikanischen Führungsschicht zwischen Politik, Wirtschaft und Kultur und die

21 Die informativsten Überblicke über Entwicklung und Vielfalt amerikanischer Oral History sind: *Louis M. Starr*, Oral History: Problems and Prospects, in: *Advances in Librarianship* 2, 1971, S. 275–304; *ders.*, Oral History, in: *Encyclopaedia of Library and Information Science*, New York 1977, Bd. 20, S. 440–463; *Norman Hoyle*, Oral History, in: *Library Trends* 21, 1972, S. 60–82; *Maclyn P. Burg*, Oral History in the United States, hekt. 32 S., dass. gekürzt in: *Novaya i Noveishaya Istoriiia* 6, 1976; *Paul Thompson*, Oral History in North America, in: *Oral History* 3, 1975, Nr. 1, S. 26–40; *Willa K. Baum*, Oral History in the United States, ebda. 1, 1973, Nr. 3, S. 16–29.

22 *Ebda.*, S. 18 f. Vgl. auch *Willa K. Baum*, Oral History: A revived Tradition at the Bancroft Library, in: *Pacific Northwest Quarterly* 58, 1967, S. 57–64; *Charles W. Conaway*, Lyman Copeland Draper, »Father of American Oral History«, in: *Journal of Library History* 1966, S. 234–41.

Wahlabhängigkeit zahlreicher Ämter wirkten in dieselbe Richtung, Politik – und historische Überlieferung – zu personalisieren und Aufstieg in die Elite an die Stelle organisierter Alternativen zu setzen. Zugleich gehörte die Öffentlichkeit dieser Elite zwar durchaus nicht immer zur Praxis, sehr wohl aber zu den emphatischen Ansprüchen des Regierungssystems. Geheimnisse wurden viel weniger als in Europa mit der Staatsräson legitimiert, vielmehr waren sie dem Vorwurf undemokratischer Verschwörung ausgesetzt. Das Erziehungssystem lehrte aufstiegswillige Amerikaner, in Öffentlichkeit zu leben und sich öffentlich zu rechtfertigen; vor Nachfrage schützten keine bürokratische Hierarchie und kein Nachleben geheimer Kabinette und geheimer Diplomatie.

Alle diese auch heute noch nachklingenden Traditionsfaktoren wirkten in USA dahingehend zusammen, ein besonderes historisches Interesse an den Lebensgeschichten, Erfahrungen und Interaktionsprozessen der Angehörigen der Führungsschicht zu begründen und diese zur Auskunftswilligkeit zu disponieren. Vor diesem Hintergrund ist das Gründungsprogramm des größeren Teils der amerikanischen Oral History zu verstehen, nämlich der Vorschlag »einer Organisation, die einen systematischen Versuch unternehmen soll, aus dem Mund und aus den Dokumenten lebender Amerikaner, die auf ein bedeutendes Leben zurückblicken können, eine vollständigere Beschreibung ihrer Teilnahme am politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der letzten sechzig Jahre zu erhalten«²³. Diese 1938 geschriebenen Sätze stammen von Allan Nevins, einem früheren Journalisten, der als Historiker an der Columbia University (New York) vielbeachtete Biografien schrieb und 1948, zehn Jahre nachdem er diesen Vorschlag gemacht hatte, das erste, damals noch stenografisch aufgenommene Oral-History-Interview mit einem New Yorker Kommunalpolitiker über den Bau der dortigen U-Bahn führte. Selbst spezialisiert auf eine Zeit (den Bürgerkrieg und seine Nachgeschichte), die durch Oral History nicht mehr aufgeklärt werden konnte, baute er in den folgenden Jahrzehnten das erste Oral-History-Archiv auf, das sich auf Lebensbeschreibungen von Führungspersonlichkeiten konzentriert, daneben aber auch (überwiegend um diese Aufgabe zu finanzieren) sach-, organisations- oder firmengebundene Oral-History-Projekte in Kommission durchgeführt hat. Bescheiden hat er später den Ruf eines »Urhebers der Oral History« zurückgewiesen; Oral History habe sich selbst gegründet, sei eine Idee gewesen, die in der Luft lag²⁴. Und in der Tat hat es auch andernorts vergleichbare Ansätze gegeben, bestimmte (vor allem politische) Eliten zur Produktion von Traditionsquellen anzuregen²⁵. Es ist mittlerweile auch gezeigt worden, daß Nevins auch nicht den griffigen,

23 *Allan Nevins, The Gateway to History*, Boston u. a. 1938, S. IV. Er wandte sich in dieser Einführung gegen Dogmatiker aller Sorten und verstand eine populäre Historie, die er von Kind an »for the stories it told and the scenes it painted« geliebt habe und die »with feeling and passion, not as a means to a limited end« gelesen sein wolle, als ein noch unausgeschöpftes Potential pluralistischer Vielfalt und persönlicher Urteilsbildung. Entwaffnend schrieb er schon im Vorwort: »Here I have tried without worrying about that pseudo-philosophic jargon upon Historismus, frames of reference, patterns of culture, and cyclical phases of causation which I no more understand than do most of its users, to provide a very Doric entrance to the historical domain.« Dieser liberale Pragmatismus hat bis heute das amerikanische Interesse an der Elitenbiografie und mithin auch am »mainstream« der Oral History gespeist.

24 *Allan Nevins, The uses of oral history*, in: *Elizabeth I. Dixon/James V. Mink* (Hrsg.), *Oral History at Arrowhead. Proceedings of the First National Colloquium on Oral History*, Los Angeles 1966, S. 35–52; *ders.*, *Oral History: How and why it was born*, in: *Wilson Library Bulletin* 40, 1966, S. 600 f.

25 So hatte der Stab der Bancroft Library in Berkeley 1943 vorgeschlagen, die Interviewtradition Bancrofts wieder aufzunehmen, allerdings ohne Erfolg. Bedeutender war, daß die den Einheiten der US-Armee im Zweiten Weltkrieg attachierten historical divisions, die eine Chronik der Verbände und Kämpfe erstellen sollten, ausgiebig von synchronen und – zumindest bei Angehörigen der höheren Stäbe – diachronen Interviews Gebrauch machten. Das

aber falschen Namen »Oral History« geprägt hat²⁶, aber durch seine Vermittlung und aus Mangel an einem präziseren Schlagwort hat sich der Begriff eingebürgert. Der institutionalisierende Durchbruch aber ist nächst dem organisatorischen und finanziellen Geschick des kleinen Büros in Columbia der Entwicklung transportabler Tonaufzeichnungsgeräte zu verdanken, zuerst über Draht (ebenfalls 1948 in USA nach dem deutschen Magnetophon) und dann über Band bis hin zum taschengroßen Kassettenrecorder und zur Amateurfernsehkamera²⁷. Erst durch diese Erleichterung wurde Oral History als protokollarische Tonaufzeichnung und Transkription eines Erinnerungsgespräches praktikabel. Es setzte die Produktion einer neuen Quellengattung ein, die sich sowohl von der geschriebenen und vermarktungsfähigen Autobiografie durch die Mitwirkung des Historikers, durch Authentizität, Spezialisierungsfähigkeit und Mündlichkeit als auch von der bloßen Einholung von Auskünften durch den Historiker durch das Entstehen einer überindividuell nutz- und kritisierbaren Quelle unterscheidet.

Da Nevins und das Columbia-Oral-History-Büro weitgehend Schule gemacht haben, sei noch einmal das Charakteristische ihres Ansatzes hervorgehoben:

– Obwohl Interviews in vielen Zweigen der Sozialforschung (von der Ethnologie bis zur Demoskopie) in USA in jenen Jahrzehnten eine methodische Schlüsselrolle zu spielen begannen, ist Oral History nicht in diesem Zusammenhang entstanden und hat auch wenig von der dortigen methodischen Weiterentwicklung profitiert. Sie geht vielmehr auf die Erfahrung von Quellendefiziten in der Geschichtsforschung zurück, und zwar derjenigen älterer Zeit²⁸.

– Die Hoffnung, daß dieser Mangel durch zeitgeschichtliche Dokumentation mit Interviews für künftig überwunden werden könne, ist der Verbindung journalistischer Arbeitsweise²⁹ mit einem spezifisch amerikanischen Interesse an der Elitenbiografie zu verdanken.

Die Innovation wurde nicht zuletzt deshalb von vielen Bibliotheken und Archiven eher als von der akademischen Historie aufgegriffen³⁰, weil sie dem konkurrierenden Aquisi-

gilt auch für die historical division der amerikanischen Militärregierung in Deutschland; Auszüge aus einschlägigen Gesprächen mit Clays Entnazifizierungsberater sind z. B. publiziert in *Lutz Niethammer* (Hrsg.), *Walter L. Dorn – Inspektionsreisen in der US-Zone*, Stuttgart 1973.

26 Vgl. *Starr*, *Oral History*, a. a. O., S. 444. Für die Gegenargumente gegen die Bezeichnung schriftlicher Primärquellen als Oral History vgl. *Gould P. Colman*, *Oral History – An Appeal for More Systematic Procedures*, in: *The American Archivist* 29, 1965, S. 80.

27 In den ersten Jahren von Oral History war man sich der parallelen Entwicklung hin zum billigen Tonträger gar nicht bewußt. Dazu *John T. Mullin*, *Creating the Craft of Tape Recording*, in: *High Fidelity Magazine*, April 1976, S. 62–67. Praktische Hinweise zu den derzeit für Oral History geeignetsten Geräten in USA bei *Willa K. Baum*, *Oral History for the Local Historical Society*, 2. Aufl., Nashville, Te., 1975, S. 15–22.

28 Auch in Deutschland sind damals die spezifischen Bedürfnisse der Zeitgeschichte mit am besten von einem Mediävisten und Spezialisten für die Frühgeschichte der Memoirengattung erkannt worden, vgl. *Fritz Ernst*, *Zeitgeschehen und Geschichtsschreibung*, in: *Die Welt als Geschichte* 17, 1957, S. 137–189.

29 Das Prominenteninterview nicht als journalistische Informationsquelle im Sinne des Hintergrundgesprächs, sondern als authentisches Protokolldokument, wie es in Deutschland vor allem im »Spiegel«-Gespräch institutionalisiert wurde, ist seit dem Zweiten Weltkrieg eine auf breiter Front praktizierte publizistische Gattung.

30 Nach Columbias Butler Library (1948) entstanden auch die ersten größeren Oral-History-Institutionen in Universitätsbibliotheken in Berkeley (1954), Los Angeles (UCLA 1959), Cornell (1963) und Presidential Libraries, als erste Truman Library (1961). Nach einem langsamen Start in den 50er Jahren entstanden im folgenden Jahrzehnt allenthalben Projekte (1965 bereits 89; 1971 aber 230 und noch weitere 93 im Planungsstadium). Von den 1973 bestehenden 316 Oral-History-Institutionen gehörten zwar nur ca. ein Drittel direkt zu privaten Unternehmen, Vereinigungen oder Bildungsinstitutionen; aber auch an vielen öffentlichen Universitäten und Büchereien wurden die Oral-History-Projekte zumindest teilweise durch

tionstrieb in diesem Bereich neue Möglichkeiten erschloß. Einmal konnte man selbst Quellen produzieren, zweitens dienten Interviews oft erfolgreich als Vorbereitungskontakte für Nachlaßschenkungen, und drittens sahen viele Interviewte darin eine finanziell, zeitlich und geistig mit geringem Aufwand verbundene Möglichkeit, als Quelle für die Geschichtsschreibung interessant zu werden und ihre Version der Dinge der Zukunft zu überliefern. Alternde Politiker, Industrielle, Professoren etc., deren Blick sich von den praktischen Dingen der Zubereitung ihres Nachruhms zuwandte, hatten oft noch genügend Mittel und Einfluß, entsprechende Institutionen, die sie zur Oral History einluden, finanziell und organisatorisch zu unterstützen. So betriebene Oral History erwies sich oft als »good business« für Archivare privater Universitäten oder anderer Forschungsstätten und Kollektionen. Daß sie von den Eliten als eine preiswerte Möglichkeit zu langfristigen Public Relations betrachtet wurde, nämlich in sonst oft schwer erforschbaren Bereichen leicht zugängliche Traditionsquellen zu schaffen, die ihre Ansicht widerspiegeln und durch »human interest« attraktiv sind, belegen die zahlreichen Projekte, die Großfirmen, Großforschungsorganisationen sowie öffentliche und halböffentliche Institutionen über sich selbst initiiert, finanziert und – wo nicht bei einer Oral-History-Manufaktur in Auftrag gegeben – z. T. auch selbst durchgeführt haben: Sie reichen von den Marines bis zu IBM, von der Ford Foundation bis zur kalifornischen Forstverwaltung, von texanischen Ölmillionären bis zur Sozialversicherungsbehörde, von Hollywood bis zur John-Foster-Dulles-Stiftung³¹. Der alte Public-Relations-Grundsatz »Tu Gutes und rede darüber« ging in der Blüte unzähliger Oral-History-Projekte der 60er Jahre buchstäblich in die Geschichte oder doch in die Archive ein. Die Bewertung, wieviel sonst unverfügbare Information diese umfänglichen Materialien aufbewahrt haben, muß künftiger gegenstandsbezogener Forschung vorbehalten bleiben. Sicher ist aber schon heute, daß es sich um einen unschätzbaren Bestand von Quellen über die Wertvorstellungen und Zusammensetzung der amerikanischen Führungsschicht der Nachkriegszeit handelt.

Teilweise gingen diese Projekte über Nevins Ansatz insoweit hinaus, als nicht einfach bedeutsame Lebensgeschichten nebeneinandergestellt, sondern die Einzelinterviews auf einen Handlungszusammenhang und damit auch aufeinander bezogen waren, also mehr projektartige Entscheidungs-, Innovations- oder Organisationsforschung darstellten als Elitenbiografik. Am deutlichsten sind dieser Projektansatz und die Freude amerikanischer – besonders politischer – Eliten an den Möglichkeiten der Oral History in den von den Presidential Libraries getragenen Vorhaben abzulesen. Systematische Oral-History-Projekte hat es für alle Administrationen von Truman bis Johnson gegeben, während für Hoover und Roosevelt nur noch in geringerem Umfang mündliche Überlieferung erschlossen werden konnte; Nixon hat wohl mit Tonbändern schon im Amt seine eigenen Erfahrungen gemacht, so daß er bisher kein vergleichbares Projekt autorisiert hat³².

private Stiftungen oder direkt über Kommissionsaufträge finanziert. Derzeit ist zwar die Anzahl größerer Oral-History-Unternehmungen eher rückläufig; die quantitative Gesamtbilanz aber ist eindrucksvoll und dürfte sich nach meiner Schätzung mindestens auf ca. 30 000 Interviewte, ca. 75 000 Stunden Tonband und sicher ca. 1,5 Mill. Seiten Transkript belaufen. Die letzten präzisen Daten stammen von 1971, als 230 Projekte erfaßt wurden mit 23 115 Interviewten, 52 264 Stunden Tonband und 704 543 Seiten Transkript. Vgl. auch die Diagramme bei *Starr*, *Oral History*, a. a. O., S. 449–51.

- 31 Den besten Grobübersicht über die Projekte bietet in handlicher Form *Gary L. Shumway* (Hrsg.), *Oral History in the United States. A Directory*, New York 1971; auf neuerem Stand und breiter angelegt (wenn auch nicht vollständig) und ergänzt um ein Gesamtverzeichnis der interviewten Personen in den erfaßten Projekten *Meckler/McMullin* (Anm. 8)
- 32 Für Nixon gibt es immerhin ein Interview-Projekt über seine Herkunft und Jugend, das offenbar ohne seine Beteiligung schon in den 60er Jahren an der California State University at Fullerton (bei Los Angeles) begonnen wurde. Katalog in *Richard D. Curtiss/Gary L. Shumway/Shirley E. Stephenson* (Ed.), *A Guide for Oral History Programs*, hekt., Fullerton, ca. 1973, S. 315–343.

Für die Entwicklungsgeschichte der Oral History sind besonders die beiden mittleren Projekte über die Regierungen Eisenhower und Kennedy interessant, die in die große Expansionszeit der Oral History in den sechziger Jahren fallen und jeweils zwei Phasen gekannt haben.

Die Bearbeitung der Eisenhower-Administration wurde beim Oral-History-Büro in Columbia, wo der Ex-Präsident Universitätspräsident geworden war, in Auftrag gegeben. Das ging weit über die dortigen Kapazitäten hinaus, insbesondere auch hinsichtlich der sachlichen Vertrautheit möglicher Interviewer mit den internen Vorgängen der Ministerien, weshalb man sich z. T. mit einschlägig vorbelasteten Journalisten als Interviewern behalf. Zugang zu den Akten, die in die Präsidenten-Bibliothek nach Abilene, Ka., gebracht und zu einem großen Teil noch geheim waren, hatten die Bearbeiter des Projekts nicht; ihre Zeugen, von den Spitzenpersonen abgesehen, mußten sie sich nach dem Schneeballsystem suchen. Auch hier wird sich ein Außenstehender eines vorschnellen Urteils über mehr als 20 000 Seiten Transkript enthalten³³. Zu berichten aber ist, daß, seitdem die Arbeit in Columbia abgeschlossen und die Verantwortung an die der nationalen Archivverwaltung unterstehenden Spezialisten in Abilene übergegangen ist, die ihre Fragen anhand der Akten präzisieren und auch die sach nächsten Zeugen leichter lokalisieren können, in einem nicht geringen Umfang eine Zweitaufgabe von Gesprächen mit schon einmal Interviewten und das Aufsuchen wichtiger, aber bisher übersehener Zeugen auf der Referentenebene begonnen haben³⁴. Jetzt aber stehen die einst umfänglichen Finanzen nicht mehr zur Verfügung, und viele Zeugen sind mittlerweile verstorben. Will man Redundanz und finanzielle Verschwendung vermeiden, drängt sich der Schluß auf, daß in den zeitgeschichtlichen Bereichen, in denen Überrestquellen vorhanden oder zu erwarten sind, die Aufbereitung der Quellen und die Interviews von derselben Institution oder doch in einem integrierten Arbeitsprozeß vorgenommen werden sollten. Auf diese Fehlkonstruktion des Eisenhower-Projekts wird hier deshalb verwiesen, weil sie auf eine sachliche Schwierigkeit zurückgeht, die jederzeit zu einer Wiederholung führen kann: Junges Archivgut wird oft nicht vordringlich bearbeitet; selbst wo dies wie in den Presidential Libraries vorbildlich geschieht, gibt es meist Personalmangel, so daß der Einsatz der Archivare als Interviewer oder Interview-Vorbereiter ausfällt. Wird dann auf Interviewer zurückgegriffen, die keine Historiker sind, um wenigstens sachkundige Journalisten die Fragen stellen zu lassen, so entsteht in der Gesprächssituation die Travestie einer Pressekonferenz, und man kann im Protokoll dann selten mehr (und oft weniger) als einst in der Zeitung lesen.

Im Fall des Kennedy-Projekts hatte man das Problem der Sachkundigkeit der Interviewer erkannt, und Arthur Schlesinger jr. und andere Mitglieder des Kennedyschen brain-trusts, die nach der Ermordung des Präsidenten sich sogleich für ein umfassendes Befragungsprogramm einsetzten, wollten das Problem damit lösen, daß sich Beteiligte gegenseitig interviewten, zumal viele Eierköpfe aus Kennedys Tagen unter dem Texaner nicht weiter Dienst tun wollten oder konnten und deshalb für die Durchführung des Oral-History-Projekts zu gewinnen waren. Ganz abgesehen von der aufgewühlten emotionalen Lage der Beteiligten nach dem plötzlichen Ende der Administration, konnten sie nur selten durch ihr allgemeines Dabeigewesensein die detaillierte Sachkunde und die strukturierende und disziplinierende Rolle eines guten Interviewers ersetzen. Zwar vermochten sie ihre Kollegen zum Reden zu bringen, aber die Gefahr anekdotenhaften

33 Kurzbeschreibung in *Elizabeth B. Mason/Louis M. Starr* (Hrsg.), *The Oral History Collection of Columbia University*, New York 1973, S. 128–31.

34 Der derzeitige Katalog: *Historical Materials in the Dwight D. Eisenhower Library*, Abilene, Ka., 1975, S. 38–57, läßt dies nicht erkennen, weil bisher ganz überwiegend nur Materialien aus der Columbia-Befragung zugänglich bzw. überhaupt transkribiert und ediert sind.

Hüpfens, der bloßen Insider-Anspielung oder des Bramarbasierens, wie es für Veteranentreffen typisch ist, war immer präsent. Außerdem erlahmten die prominenten Beteiligten schnell in ihrem Enthusiasmus für diese kollektive Selbstdarstellung, so daß die Gespräche teils hastig abgedreht, teils auf die Schultern von solchen, die gerade keine andere Beschäftigung hatten, abgeladen wurden. Erst in der Folge sei es dem Archivpersonal gelungen, die Vermischung aus Denkmalbau und historischer Dokumentation auseinanderzuidividieren³⁵. Die Moral ist hier, daß Oral History ohne die kritische Strukturierung durch den Historiker ebenfalls ihr Ziel verfehlt; andererseits kann aus Gründen der Sachkunde, des Vertrauens und oft auch der Finanzierung ein enges Zusammenwirken mit den Beteiligten bei der Anlage und Durchführung des Projekts so lange von großem Vorteil sein, solange diese wesentlich beratende Funktion haben³⁶.

b) *Sozialanthropologischer und sozialhistorischer Quellenersatz*

Oral History in USA kennt aber neben der Elitenbiografik noch eine ganz andere Tradition. In ihr kommt die Vielfältigkeit der Volkskultur zum Ausdruck, der »unmelting pot« mit seinen nach Klassen und Rassen, ethnischer Herkunft und regionaler Ansässigkeit, nach Religionszugehörigkeit und der Größe des Wohnorts differenzierten Subkulturen. Diese Tradition geht zum Teil auf Projekte zurück, mit denen im Zuge des New Deal arbeitslose Intellektuelle durch Staatsaufträge sinnvollen Aufgaben zugeführt werden sollten, so eines in Kentucky 1934–1935, das Erinnerungen früherer Sklaven sammelte, und ein anderes in Georgia, wo weiße und schwarze Landarme interviewt wurden, um ihre Kenntnisse und Erfahrungen in die geplante große Beschreibung der einzelnen Bundesstaaten einzubringen³⁷. 1936–1938 wurden in den meisten Südstaaten durch das »Federal Writers Project« Sklavenerinnerungen aufgenommen, die erst 1972 in 19 Bänden veröffentlicht wurden, darunter auch zwei Bände aus einem von der schwarzen Fisk-University in Memphis, Ten., durchgeführten Pilotprojekt aus den Jahren 1929 bis 1930³⁸. Diese Bestände der National Archives und der Library of Congress sind im vergangenen Jahrzehnt zu einer wichtigen Grundlage für die historische Familienforschung bei Schwarzen geworden.

35 Vgl. den Bericht des derzeitigen spiritus rector des Oral-History-Programms an der Kennedy Library, *William B. Moss*, *Oral History Program Manual*, New York u. a. (3. Aufl.) 1976, S. 1–5; für die Ansichten der früheren Inspiratoren vgl. *Schlesinger jr.* (Anm. 2) und den Ruf des früheren Projektmanagers, der zunächst beim Truman-Oral-History-Projekt und später u. a. bei einem Oral-History-Projekt der Ford Foundation arbeitete, nach größerer Spezialisierung der Interviewer und mehr Klarheit über die Beziehung zwischen Oral History und Aktenüberlieferung: *Charles T. Morissey*, *Truman and the presidency – records and oral recollections*, in: *The American Archivist* 28, 1965, S. 53–61. Vgl. auch *ders.*, *On Oral History Interviewing*, in: *Louis A. Dexter* (Hrsg.), *Elite and Specialized Interviewing*, Evanston, Ill., 1970 (Wiederdruck aus *Dixon/Mink* [Hrsg.], S. 67–97) sowie *ders.*, *The Case for Oral History*, in: *Vermont History* 31, 1963, S. 145–55; *ders.*, *Oral History and the Mythmakers*, in: *Historic Preservation* 16, 1964, S. 232–37. Ein Beratungsausschuß aus Robert Kennedy, Arthur Schlesinger und anderen Harvard-Professoren hatte zur selben Zeit in einem internen Bericht zu größerer Professionalisierung geraten: *The Oral History Project of the John Fitzgerald Kennedy Library*, Harvard 1965. Letzter Katalog der Materialien: *Historical Materials in the John F. Kennedy Library*, Waltham, Mass., Jan. 1975, S. 37–64.

36 Vgl. *Moss*, S. 20 f.: »[...] advisors should be disbanded as soon as [...] the program is doing well.«

37 So wenigstens die Angaben bei *Jerre Mangione*, *The Dream and the Deal: The Federal Writers Project, 1935–1943*, Boston 1972, S. 257 f.

38 *George P. Rawick* (Hrsg.), *The American Slave. A Composite Autobiography*, 19 Bde., Westport, Conn., 1972. Vgl. dazu *Norman R. Yetman*, *The Background of the Slave Narrative Collection*, in: *American Quarterly* 19, 1967, S. 534–53, und besonders die kritische Auseinandersetzung mit der Anlage des Projekts und seiner Edition bei *C. Vann Woodward*, *History from Slave Sources*, in: *American Historical Review* 79, 1974, S. 470–81.

Im Gegensatz zur Elitenbiografie haben Ansätze einer Geschichte »von unten« in der Nachkriegszeit aber zunächst sehr viel schwerer Mäzene finden können. Die große Ausnahme bildete das sog. »Duke Indian Projekt«, ein seit 1966 aufgrund einer privaten Stiftung an sieben Universitäten des Südens und Westens durchgeführtes und von der University of Utah koordiniertes Vorhaben, um die Mythen und anderen mündlichen Überlieferungen vieler Indianerstämme über ihre Geschichte und Lebensbedingungen aufzunehmen³⁹. Im Bereich der »american studies« sind seit den 60er Jahren ethnologische wie auch volkskundliche Dokumentationsarbeiten, für die das protokollierte Interview methodisch nichts Neues war, mit der Sozialgeschichte (und anderen Sozialwissenschaften wie Soziologie, Sozialgeographie, Soziolinguistik etc.) in Berührung gekommen⁴⁰. Ihr Abstand war ohnehin geringer, da in USA sowohl Folklore wie Ethnohistorie primär innenpolitische Wissenschaften mit fließenden Grenzen nach außen sind und in der Sozialanthropologie einen gemeinsamen Nenner finden, während in Europa die Volkskunde vielfach Land und Leute romantisierte, während Ethnologie sich als Kolonialwissenschaft entwickelte. Charakteristisch für Amerika war z. B. eine städtische Volkskunde, die ethnohistorische Elemente der einzelnen Einwanderergruppen aufnehmen und in einen allgemeinen stadthistorischen Rahmen einbetten mußte. Neben spezifischen ethnischen Einwanderergruppen, denen besondere Oral-History-Projekte gewidmet wurden⁴¹, waren vor allem die Schwarzen interessant, sowohl für kollektive Untersuchungen⁴² als auch für bestimmte beispielhafte Einzelstudien⁴³, die die Erinnerungen eines Einzelnen bzw.

39 Vgl. C. Gregory Crampton, *The Archives of the Duke Projects in American Indian Oral History*, in: Jane F. Smith/Robert M. Kvasnicka (Hrsg.), *Indian-White Relations. A Persistent Paradox*, Washington, D. C., 1976, S. 119–128. Ein publizierter Katalog der Sammlungen besteht nicht; sie sind an ihren Entstehungsorten verblieben, und zwar den Universitäten von Arizona in Tucson (State Museum), Florida in Gainesville (Dep. of History), Illinois in Urbana (Dep. of Anthropology), New Mexico in Albuquerque (Dep. of History), Oklahoma in Norman (American Indian Institute), South Dakota in Vermillion (American Indian Research Project) und Utah in Salt Lake City (Marriott Library). Unabhängig vom Duke-Projekt hat es auch noch ein »American Indians program« mit 500 nicht transkribierten Tonbändern in der American Philosophical Society Library in Philadelphia, Pa., gegeben. Dieses ethnographische Material ist erschlossen durch John E. Freeman, *A Guide to Manuscripts Relating to the American Indian* [. . .], Philadelphia 1966, S. 60–66. Erste auf diesen Sammlungen beruhende Bände sind Joseph H. Cash/Herbert T. Hoover (Hrsg.), *To be an Indian*, 1971; *The Zuni. Self-Portrayals by the Zuni People*, Alvina Quam, Translator, Albuquerque 1972. Ein Vorläufer war »Cheyenne Memories« by John Stands in Timber and Margot Liberty with the Assistance of R. M. Utley, New Haven 1967.

40 Vgl. Anm. 4.

41 Die oben erwähnten Kataloge zeigen allein fünf Projekte über amerikanische Juden, zwei über Japaner, zwei über Chinesen und je eines über Deutsche, Skandinavier, Italiener, Mexikaner und Chicanos. In diesem Zusammenhang wären auch die Arbeiten von Oscar Lewis zur *Culture of Poverty* unter lateinamerikanischen Slum-Bewohnern in Puerto Rico und in New York zu erwähnen. Die *Kinder von Sanchez* (dt. 1967) und *La vida* (1971). Publiizierte Beispiele von Oral History über Immigrantenumilieus sind z. B. National Council of Jewish Women, Pittsburgh Sec. (Hrsg.), *By Myself, I'm a Book! An Oral History of the Immigrant Jewish Experience in Pittsburgh*, Waltham, Mass., 1972; V. G. Nee/B. d. B. Nee, *Longtime Californ'. A Documentary Study of an American Chinatown*, New York 1972. Wegbereiter aus den Sozialwissenschaften waren etwa William F. Whyte, *Street Corner Society – The Social Structure of an Italian Slum*, Chicago 1955; Herbert J. Gans, *The Urban Villagers – Group and Class in the Life of Italian Americans*, New York 1962.

42 So wurde z. B. die in Anm. 33 erwähnte Pionierarbeit an Fisk University in Nashville, Te., seit 1970 mit Unterstützung des National Endowment for the Humanities wieder aufgenommen, wobei vor allem der kulturelle Sektor und die Geschichte schwarzer Frauen berücksichtigt wurden. Unter den neueren Publikationen vgl. vor allem Eugene D. Genovese, *Roll, Jordan, Roll – The World the Slaves made*, New York 1974; C. B. Stack, *All Our Kin – Strategies for Survival in a Black Community*, New York 1974.

43 Theodore Rosengarten (Hrsg.), *All God's danger – the life of Nate Shaw*, New York 1974, die Erinnerungen eines 84jährigen Negers aus Alabama; fragwürdiger der Bestseller »Roots«

die z. T. mit Befragungen durchgeführte autobiografische Ahnenforschung eines schwarzen Schriftstellers wiedergaben. Abgesehen von diesen Einzelerinnerungen Schwarzer und der ethnologischen Aufnahme der mündlichen Überlieferung Roter ist es ein Kennzeichen dieses Traditionsstrangs, daß hier Oral History meist in sozialgeschichtliche Projekte eingebunden ist, die eine besonders enge Verbindung zur Volkskunde auszeichnet⁴⁴. Ein Schwerpunkt solcher Untersuchungen sind die Appalachen geworden, eine zurückgebliebene Gebirgsgegend mit starker Volkstradition und einer auf einer frühen Stufe stehengebliebenen Industrialisierung (Textil, Bergbau). Linker Journalismus, heimatgeschichtlicher Schulunterricht und akademische Lokalstudien⁴⁵ haben sich in den Appalachen gleichermaßen der Oral History bedient – ein klassischer Reflex der Quellendefizite der Geschichte des gemeinen Volkes und auch des sozialromantisch zugespitzten Interesses an den Menschen in den am wenigsten entwickelten Regionen. In anderen, moderneren Gebieten – von denen besonders die Bürgerrechtsbewegung, die Frauenemanzipation und die Studentenbewegung⁴⁶ erwähnt seien – konnte solches Engagement bis zur Erwartung der Klärung bzw. Veränderung des Bewußtseins der Interviewten durch den Oral-History-Prozeß reichen; tatsächlich erfaßt wurden aber meist mittlere und untere Funktionäre der jeweiligen Organisationen⁴⁷. Jedenfalls hat es auch mehrere größere Unternehmen zur Oral History von Industriearbeitern (besonders Automobil- und Stahlarbeiter) gegeben, die aber im Gegensatz zu den vorgenannten folkloristischen und Basisuntersuchungen vor allem auf den Prozeß der gewerk-

von *Alex Haley* (New York 1976), dessen Autor seine afrikanischen Vorfahren und Verwandten suchte und dabei fact and fiction zu einem Konglomerat namens »Faction« verband.

- 44 Vgl. z. B. *William L. Montell*, *The Saga of Coe Ridge: A Study in Oral History*, Nashville, Tenn., 1970.
- 45 Vgl. z. B. *Laurel Shackelford/Bill Weinberg* (Hrsg.), *Our Appalachia, an Oral History*, New York 1977; oder die einschlägigen Abschnitte in der schönen Beschreibung der Bedingungen von Kindheit in amerikanischen Randschichten von *Robert Coles*, *Children of Crisis*, 3 Bde., Boston/Toronto 1971. Zu dem heimatkundlichen Unterrichtsversuch »Foxfire«, der durch drei Publikationen seiner Ergebnisse nationales Aufsehen erregte, s. u. Kap. 5. Volkskundliche Oral History wird in den Appalachen an verschiedenen Hochschulen in Kentucky, Georgia, West Virginia und vor allem in North Carolina betrieben. Hier ist vor allem der Schritt zu einer sozialgeschichtlichen Professionalisierung der Oral History gemacht worden, und zwar durch das »Southern Oral History Program« an der University of North Carolina in Chapell Hill mit Kleinstadt-, Arbeiter- und Frauenprojekten; vgl. *Jackelyn D. Hall*, *Documenting Diversity: The Southern Experience*, in: *Oral History Review*, 1976, S. 19–28, sowie das heft. »Interview Inventory (1973–1976)« mit 127 Eintragungen zuzüglich weiterer 3000 Interviews über Politik im Süden. An der Duke University im benachbarten Durham, N. C., wird im Rahmen eines Graduiertenprogramms für sozialgeschichtliche Oral History die Interviewtechnik für die Sammlung »multirassischer« Quellen und für Studien über die Bürgerrechtsbewegung eingesetzt. Die Methode wird in Aufsätzen der Projektleiter deutlich: *Lawrence C. Goodwyn*, *Populist Dreams and Negro Rights – East Texas as a Case Study*, in: *American Historical Review* 76, 1971, S. 1434–56; *William H. Chafe*, *The Fruits of Moderation – Greenboro and School Desegregation*, Ms., 47 S.
- 46 Neben den eben erwähnten Projekten vgl. bes. *Vincent J. Browne/Norma O. Leonard* (Hrsg.), *Bibliography of Holdings of the Civil Rights Documentation Project*, heft., 156 S., Howard University, Washington, D. C., 1974 (mit über 700 Interviews 1964–74) und an Büchern: *R. Hamburger/M. Abramson*, *Our Portion of Hell, Fayette Co. Tennessee – An Oral History of the Struggle for Civil Rights*, New York 1973; *Paul Bullock*, *Watts – The Aftermath*, 1969. Zur Frauenbewegung gibt es mehrere Projekte, z. B. in Berkeley, Harvard, am Immaculate Heart College in Los Angeles und bei der Business and Professional Women's Foundation, Washington, D. C. Oral History von fünf Suffragetten in *Sherma Gluck* (Hrsg.), *From Parlor to Prison*, New York 1976, während *Kathy Kahn* (Hrsg.), *Hillbilly Women*, Garden City, N. Y., 1973 von größerem sozialgeschichtlichem Interesse ist. Für die Studentenbewegung sei vor allem auf die einschlägigen »Challenges to governance by students projects« in Cornell University hingewiesen; Kurzbeschreibung in: *Meckler/McMullin* (Hrsg.), S. 52 f., 317.
- 47 *Alice and Lynd Staughton* (Hrsg.), *Rank and File. Personal Histories by Working Class Organizers*, Boston 1973.

schaftlichen Organisierung abhoben⁴⁸ und insofern die Frage aufwarfen, ob sie »elitist« oder »non elitist« (d. h. noch ein Bestandteil alternativer Geschichtsschreibung »von unten«) waren⁴⁹.

c) *Eine Disziplin?*

Bei zunächst eindeutiger Vorherrschaft der Elitenvariante haben sich beide Traditionsströme der Oral History seit 1966 in der Oral History Association (OHA) vereinigt, einer Gesellschaft, die sich auf ihren Jahreskongressen vor allem zwei Zielen widmete: einmal nach außen Oral History akademisch akzeptabel zu machen und durch Diskussionen mit Historikern und historischen Schriftstellern deren Skepsis zu überwinden, zum anderen den Erfahrungsaustausch im Bereich des Interviewens, der Projektorganisation und der Aufbereitung der Protokolle zu intensivieren. Einschlägige Periodika, die OHA-Kongreßprotokolle 1966–1972, das jährliche Diskussionsorgan »Oral History Review« (seit 1973) und der aktuelle Informationsdienst »Oral History Newsletter« sowie Bibliographien und Kataloge sollten die Vereinigung in diesen beiden Zielen unterstützen⁵⁰. Tatsächlich hat sie sich im Zuge des Oral-History-Booms in den 60er Jahren, die auch in den USA durch reiche finanzielle Unterstützungen zu einer Epoche großer Experimentier- und Innovationsfreude in den Wissenschaften wurden, in diesen Zielen der Legitimierung und der technisch-organisatorischen Kommunikation bewährt. Auf der anderen Seite wurde eine Reihe von Sozialhistorikern, die Oral-History-Projekte der zweiten Variante betrieben, von den OHA-Kongressen frustriert, weil sie in den von Bibliothekaren, Archivaren und Dokumentaristen dominierten Treffen vertiefte Diskussionen von Methodenfragen, insbesondere der mit Oral History verbundenen Erkenntnisinteressen, der Fragen ihrer Auswertung und Beziehung zu anderen Quellengattungen und der speziellen Probleme klassen- und rassengebundener Varianten mündlicher Überlieferung vermißten.

Sicher hat es nicht so sehr an diesem fachlichen Ungenügen der sog. Radikalen gelegen, daß sich in den 70er Jahren im Bereich der OHA zunehmend eine Malaise ausbreitete, da sich die etwas vordergründige Debatte, ob sich Oral History der Elite oder der Basis widmen sollte, zwar in die allgemeinen akademischen und spezifisch historischen Aus-

48 Während es kleine Projekte zur Geschichte der Arbeiterbewegung an vielen Orten gibt, sind die wichtigsten, mit der Automobil- bzw. der Stahlarbeitergewerkschaft verbundenen Institutionen die Walter P. Reuther Library in Detroit und Alice Hoffmans Sammlung im Department of Labor Studies an Penn State. Vgl. *Jack W. Skeels*, Oral History Project on the Development of Unionism in the Automobile Industrie, in: *Labor History* 5, 1964, S. 209–12. Kataloge: *Warner W. Pflug* (Hrsg.), *A Guide to the Archives of Labor History and Urban Affairs*, Wayne State University Detroit 1974, S. 137–67; *The Pennsylvania State University: Oral History Project, Annual Report of Activities July 1975–July 1976*, hekt., College Park, Pa. (1976), 89 S. Darin Abschnitte über Stahlarbeiter, Elektriker, graphisches Gewerbe, Bäcker, Lehrgewerkschaften, Frauen in den Gewerkschaften und Arbeiterbildungseinrichtungen.

49 Vgl. *Alice M. Hoffman*, Who Are the Elite, and What Is a Non-Elitist? in: *Oral History Review* 1976, S. 1–5.

50 Die sieben Colloquia Proceedings der OHA (1966–72) und die ersten acht Jahrgänge des (meist) vierteljährlichen »Newsletter« 1967–74 sind von der Microfilming Corporation of America, Glen Rock, N. J., auf Microfiche (\$ 35) oder Microfilm (\$ 25) zu beziehen, da die meisten vergriffen sind. Die wesentlichen Ergebnisse der Jahreskonferenzen werden seit 1973 in dem Jahrbuch »Oral History Review« zusammen mit einem Rezensionsteil wiedergegeben. Laufende Nummern des Newsletters und der Review sind zu beziehen vom Secretary Treasurer der OHA, Ronald E. Marcello, North Texas State University, P. O. B. 13734, NTSU Station, Denton, Texas 76203. Nützlich auch die überarbeitete Neuauflage von *Manfred Waserman*, *Bibliography on Oral History*, New York 1975 (teilweise annotiert). Knapper die gut kommentierte Auswahl von *Ronald J. and Gaile A. Grele*, *Oral History – An Annotated Bibliography*, hekt., 8 S. (Speech Communication Module) Falls Church, Va., 1975.

einandersetzungen seit der Studentenrevolte einordnete, aber sehr wohl mit der expansiven Formel der Präsidentin »laßt viele Blumen blühen« betriebsintern integrieren ließ⁵¹. Vor allem ließen die finanziellen Restriktionen im Kultursektor seit den späten 60er Jahren Expansion als Problemlösung immer weniger zu. Statt dessen begann ein Projektsterben, das vor allem die Aquisitionsgeschäfte der Privatarhive und damit die Eliteninterviews arg beschneidet. Die mit Idealismus und/oder staatlichen Stiftungsgeldern betriebenen sozialhistorischen Projekte konnten sich zwar auch nicht ausdehnen, wuchsen aber proportional. Und mit ihnen wuchs die Kritik an einem Oral-History-Betrieb, der Interviews im Wege der Warenproduktion mit unbestimmtem Gebrauchswert ausstoßen und sich einer Diskussion der historischen Problematik seiner Gegenstände und Verfahren geschäftig entzogen hatte. Hinzu kam, daß einige Pioniere die Fahne strichen. Der erste Präsident der OHA, James Fink vom Universitätsarchiv der UCLA, gab das dortige Oral-History-Projekt an einen Untergebenen ab und begann sich sehr abgewogen über dessen archivalischen Nutzen zu äußern. Ein anderer Präsident wurde Leiter der Eisenhower Library und konzentrierte die dortigen Ressourcen auf die Aufarbeitung der Akten, ein Dritter, Gould Coleman in Cornell, liquidierte sein Oral-History-Programm (wie Oral-History-Kollegen sagen: um sich nicht seine Hände mit dem Hausieren für Finanzen schmutzig machen zu müssen), schrieb eine kritische Einschätzung der methodischen Defizite konventioneller Elitenbefragungen und widmete seine Freizeit einem sozialwissenschaftlichen Kleinprojekt zur jährlichen Befragung von 25 Bauernfamilien über ihre Entscheidungsprozesse⁵². Pioniere der Oral History als Instrument der Wissenschaftsgeschichte äußerten sich skeptisch über die Kosten-Nutzen-Relation und forderten methodische Präzisierung⁵³. In den Präsidenten-Archiven ging man nur zögernd an die Aufräumungsarbeiten, verzweifelte über der Frage einer sinnvollen Index-Erschließung der Sammlungen, und auch William Moss (Kennedy Library, auch er ehemaliger OHA-Präsident) und Maclyn Burg (Eisenhower Library), die Oral History nach außen vertraten und ihre Erfahrungen veröffentlichten, waren intern über die teilweise dilettantischen Erbschaften, die sie hatten übernehmen müssen, betroffen und strebten nach neuen Ufern. Prominente Sozialhistoriker, die Oral-History-Projekte eingeleitet hatten, wie

51 Wie Anm. 49.

52 Gould P. Colman, Ten Year Review and Conclusion, in: Bulletin of Cornell Program in Oral History 3, 1971, Nr. 4, S. 1–6, etwas vom besten, was an selbstkritischer Evaluierung bisher vorliegt. Mittlerweile wurden drei Hefte des Projekts »How Farm Families Make Decisions« herausgebracht, ein methodisch sehr sorgfältig angelegtes Unternehmen sozialwissenschaftlicher Feldforschung, aber nicht eigentlich mehr Oral History. Vgl. auch *ders.*, Theoretical Models and Oral History Interviews, in: Agricultural History 41, 1967, S. 255–66.

53 Peter D. Olch von der National Library of Medicine ist – neben ROHO in Berkeley – einer der ganz wenigen, die präzise die Kosten ihrer Interviews errechnet haben; er kam auf Produktionskosten pro Stunde Interview zwischen 252 \$ und 376 \$. Im Gespräch mit dem Verfasser meinte er, daß in der Medizingeschichte die Nachlaßsammlung ergiebiger und vorrangiger sei, während sich Oral History angesichts dieses Aufwands nur noch in ganz bestimmten Sonderfällen lohne. Ein anderer Medizinhistoriker mit großer Erfahrung in Oral History legte besonderen Wert auf den Gesprächscharakter der Oral-History-Quelle, vgl. Saul Benison, Oral History: A Personal View, in: Edwin Clark (Hrsg.), Modern Methods in the History of Medicine, New York 1971, S. 287–296; *ders.*, Reflections on Oral History, in: American Archivist 28, 1965, S. 71–77. Das vielleicht bedeutendste wissenschaftsgeschichtliche Oral-History-Projekt über die Entstehung der Quanten-Physik unter der Leitung von Thomas S. Kuhn (1962–64, 175 Interviews mit ca. 95 Physikern), das sehr sorgfältig vorbereitet worden war, endete mit einer sehr abgewogenen Darlegung des hohen Aufwands und des z. T. unerwarteten Ergebnisses, dessen Wert oft eher im sozialautobiografischen Einblick als im Zeugnis wissenschaftlichen Fortschritts lag, sowie in einer Masse von Archivmaterial, dessen Sammlung z. T. durch Interviews angebahnt worden war. Vgl. T. S. Kuhn et al. (Hrsg.), Sources for History of Quantum Physics. An Inventory and Report (Memoirs of the American Philosophical Society, Bd. 68), Philadelphia 1967, S. 3 ff.; Interview-Katalog S. 100–104.

Larry Goodwin (Duke University), blieben nach zweimaligem Besuch den OHA-Kongressen fern, und das änderte sich auch nicht, als man mit der Wahl von Alice Hoffman, einer Gewerkschafterin und Dokumentarin der Arbeiterbewegung, zur OHA-Präsidentin einen Schritt zur Vermittlung zwischen den Fraktionen zu tun versuchte.

Die größten Oral-History-Betriebe haben demgegenüber eine Vorwärtsverteidigung eingeschlagen. Louis Starr und Elizabeth Mason (Columbia, New York) haben einen Vertrag mit dem New-York-Times-Verlag zur Publizierung eines Großteils ihrer umfangreichen Transkriptbestände über Microfiche (mit der Auflage an die New York Times, einen Index zu erstellen) abgeschlossen⁵⁴, der eine kleine Finanzierungshilfe darstellt und an vielen großen Bibliotheken zu einem autobiografischen Schub führen wird. Mehrere andere Oral-History-Archive haben sich ihnen angeschlossen oder planen eine entsprechende Veröffentlichung, womit sich der Charakter der Elitenbefragungen als unbestimmte Warenproduktion vollendet. Andere, so das Regional Oral History Office Willa Baums in Berkeley, haben erkannt, daß sich Oral History durch ihren historischen Gebrauchswert legitimieren muß. Deshalb werden nun allenthalben Historiker gesucht, die Teile der Kollektionen rezensieren sollen⁵⁵, und man hofft, daß sie die Ergiebigkeit und Verlässlichkeit der Befragungen im Verhältnis zum klassischen Archivgut bescheinigen werden. In Columbia und anderswo weist man mit oft berechtigtem Stolz auf die wachsende Zahl an Bio- und Monografien, die ganz oder teilweise auf Oral-History-Material aus ihren Beständen beruhen⁵⁶.

Bei aller finanziellen Knappheit gehen gleichwohl vielerorts die Projekte weiter, z. T. unter Verwendung von Studenten als verbilligter Arbeitskraft (z. B. in Fullerton State University in California). Aber trotz der enormen quantitativen Leistung, der in Europa

54 Katalog: *The New York Times Oral History Program* der Microfilming Corporation of America, Glen Rock, N. J., 11 S. (1975). Ausweislich der Einzelbeschreibung in dem ausführlicheren Katalog *The New York Times Oral History Program presents The Columbia University Collection, Part One* (o. D. 46 S.) umfaßte die erste zur Verfilmung freigegebene Abteilung der Columbia Collection 404 Autobiographien, davon 12 aus dem Bereich Künste, 40 Flugwesen, 37 Wirtschaft und Finanzen, 47 Erziehungswesen, 15 Wohnungs- und Kommunalwesen, 58 Diplomatie und Internationale Politik, 74 Publizistik, Literatur, Verlagswesen, 35 Arbeiterbewegung, 51 Rechtswesen, 26 Medizin und Wissenschaft, 18 Schifffahrt, 80 über den »New Deal«, 115 über Politik, 8 Unterhaltung, 13 Rundfunkpioniere, 10 Religion, 45 Sozialreform und Bürgerrechtsbewegung, 24 Pioniere der Frauenbewegung und weiblicher Berufstätigkeit. Mittlerweile sind eine zweite und dritte Abteilung (ca. 1/3 des Gesamtbestands) zur Verfilmung freigegeben worden. Andere von der NYT verfilmte, kleinere Projekte behandelten z. B. Anfänge der Filmindustrie, Missionare in China, republikanische Führer in China von 1949, Indianer in South Dakota, Lastwagenindustrie und -verkehr sowie eine ganze Reihe regionalgeschichtlicher Sammlungen aus verschiedenen Teilen Kaliforniens, aus Texas, Hawaii, Illinois, Tennessee und über den Jazz in New Orleans, La. Die erste Abteilung der Columbia Collection kostet z. B. \$ 3700, die anderen Sammlungen zwischen 75 \$ und 1175 \$.

55 Die Idee wurde wohl zuerst vorgeschlagen von *Peter D. Olch*, *A Dirty Mind Never Sleeps and Other Comments on the Oral History Movement*, in: *Bulletin of the Medical Library Association* 59, 1971, S. 438–443.

56 Für Listen entsprechender Bücher vgl. *Waserman*, S. 41–49, und ausführlicher die Jahresberichte »Oral History, Columbia University«, bes. für 1968 (»The first twenty Years«), S. 9–18; für 1974, S. 13–17; für 1975, S. 13–15; für 1976, S. 11–15. Die Titel füllen mittlerweile Regale, zum den bekanntesten Biographien gehören: *Allan Nevins*, Ford, 3 Bde., New York 1945–62; *ders.*, *Herbert H. Lehman and his Era*, New York 1963; *Saul Benison*, *Tom Rivers – Reflections on a Life in Medicine and Science*, Cambridge, Mass., 1967; *George Martin*, *Madame Secretary (Frances Perkins)*, Boston 1976, und *Thomas H. Williams*, *Huey Long*, New York 1969; zu den umstrittensten zählen *William Manchester*, *The Death of a President, November 20–25, 1963*, New York 1967; *Merle Miller*, *Plain Speaking: An Oral Biography of Harry S. Truman*, New York 1974. Vor allem sozialgeschichtlich interessante Titel (leider ohne bibliographische Angaben) sind zusammengestellt bei *Steven Trimble*, *Annotated Bibliography*, in: *Red Buffalo*, No. 1 und 2, S. 232–241.

nirgendwo Vergleichbares an die Seite gestellt werden kann, ist eine Entwicklungskrise unübersehbar. Viele Historiker sind skeptisch geblieben. Die akademische Etablierung außerhalb des Archivwesens blieb sporadisch, und in der Finanzkrise fand man sich am unteren Ende der Prioritätenliste der Stiftungen. Nach dem ersten Aufschwung steht eine Phase der Konsolidierung auf der Tagesordnung. Man wird bezweifeln dürfen, daß sie mit geschäftsmäßigen Legitimationen zu überwinden ist; vielmehr mehren sich die Stimmen, die eine stärkere methodische Reflexion des Vorgehens, mehr interdisziplinäre Projektarbeit und eine deutlichere Konturierung des spezifischen Quellencharakters der durch Oral History produzierten Überlieferung fordern. Einige dieser methodischen Probleme, die bei einer Nutzung der amerikanischen Erfahrungen in Deutschland hilfreich sein könnten, seien im folgenden erörtert.

3. METHODISCHE PROBLEME DER ORAL HISTORY

Da die folgenden Erörterungen größtenteils auf Reiseerfahrungen zurückgehen, sollten vielleicht zwei Bemerkungen darüber vorausgeschickt werden, welche Schwerpunkte meine Gespräche hatten und was im folgenden nicht näher diskutiert werden soll. Im Kern suchte ich Informationen über Organisation und Methodik der einzelnen Projekte, während ich angenommen hatte, daß es mittlerweile unter den Oral-History-Protagonisten einen gewissen Konsens über die grundsätzlichen disziplinären Fragen gebe. Demgegenüber enthielten die allermeisten meiner Gespräche drei unerwartete Elemente: In den grundsätzlichen Fragen hörte ich nahezu an jedem Ort etwas anderes; der Pluralismus dieses neuen Forschungsgebietes hinsichtlich approach und Erwartungshorizont ist überwältigend. Zweitens regnete es Antworten auf eine ungestellte Frage, nämlich wie sich überhaupt Oral History im allgemeinen rechtfertigen lasse. Und drittens erhielt ich regelmäßig keine Antwort – vielmehr meist ein Achselzucken – auf meine Frage nach dem empirischen Gebrauchswert der Tonbänder bzw. Transkripte für die historische Forschung: Das sei nicht die Sache der Interview-Produzenten (sie seien ja nur Archivare etc.). Insgesamt habe ich die Oral History in USA offensichtlich am Ende ihrer Etablierungsphase angetroffen: Die methodischen Standpunkte variieren mit Erkenntnisinteresse und Felderfahrung beträchtlich, während es eher gemeinsame Standards in organisatorischen, technischen und berufsethischen Fragen gab⁵⁷. Frappiert war ich dennoch über die Verdrängung der Gebrauchswertfrage, sei es, daß ich überhaupt auf künftige Erfahrungen verwiesen und damit der Warencharakter der Oral-History-Produktion unterstrichen wurde, sei es, daß – wie Norman Hoyle geschrieben hat – an die Stelle früherer Erwartung einer vollen Kompensation der modernen Quellendefizite »a certain softness is to be noted in the rhetoric here: emphasis, atmosphere, insights, informed guesses, clues, motivations, gists, feelings, intangibles«⁵⁸.

Was hier nicht erörtert werden soll, sind die stereotypen Positionen in der offenbar unendlichen Auseinandersetzung, ob Oral History überhaupt eine Berechtigung habe⁵⁹.

57 Diese Standards sind vielleicht am besten in einem amüsanten fiktiven Interview zusammengestellt von *Amelia R. Fry*, *The Nine Commandments of Oral History*, in: *Journal of Library History* 1968, S. 63–73, währenddessen ein zehntes, alle übrigen zusammenfassendes Gebot geboren wird: »The important thing is to get the interview. Be flexible«. In ernsthafterer Form sei auf die Leitfäden von *Moss, Curtiss/Shumway/Stephenson, Baum*, *Local Historical Society*, und *Joseph H. Cash et al.*, *The Practise of Oral History*, New York 1975, verwiesen.

58 Vgl. *Hoyle*, a. a. O., S. 77 ff., zit. S. 79.

59 Vgl. z. B. *C. L. Lord* (Hrsg.), *Is Oral History Really Worth While?* in: *Ideas in Conflict* (American Association for State and Local History), Harrisburg 1958, S. 17–57. Die wichtigsten Beiträge zu dieser Debatte sind besprochen bei *Ronald J. Grele*, *Movement Without*

Diese Diskussion wurde von institutionellen Zwängen und Vorurteilen beherrscht; Telefon und Photokopierer begründen hier den Bedarf, Gedächtnisschwäche, Lügen und Anekdotenhaftigkeit die Überflüssigkeit des Verfahrens. Mit dem unermüdlichen Austausch von Trivialitäten ist es aber nicht getan, denn der Teufel sitzt auch hier im Detail. Es geht um Näherungslösungen des Quellenproblems und um eine genauere Bestimmung des Charakters von Erinnerungsgesprächen.

Quer durch alle Schulen stellen sich einige allgemeine und aufeinander bezogene Entscheidungsfragen bezüglich diachroner Interviews, die sich auf die vier Ecksteine dieses Problemfeldes beziehen lassen: den Gegenstandsaspekt, den Zeitabstand, den Zeugen und den Interviewer. Es sei zunächst versucht, diese Fragen im allgemeinen zu umreißen⁶⁰, um dann in einem zweiten Abschnitt anhand methodischer Kontroversen oder doch Unterschiede auf forschungspolitische Alternativen zur Beantwortung der Entscheidungsfragen einzugehen.

a) *Der Gegenstandsaspekt*

Die Frage, welche Gegenstände durch Oral History erforscht werden können, ist nicht durch eine Aufzählung und Einzelabwägung historischer oder sozialer Sachprobleme zu beantworten; denn es lassen sich nur wenige solcher Probleme in der Zeitgeschichte ausmachen, die ausschließlich durch das diachrone Interview erforscht werden könnten oder für die diese Quellenart von vornherein sinnlos wäre. Anstelle einer unendlichen fruchtlosen Enumeration muß vielmehr die Kennzeichnung der Gegenstandsaspekte treten, die Oral History beleuchten kann.

Zunächst läßt sich ganz schematisch unterscheiden, daß ein diachrones Interview mit einem Einzelnen durchgeführt werden kann oder mit den Mitgliedern einer Gruppe, die etwas Gemeinsames erlebt hat, oder mit einer Anzahl von Menschen, die als Stichprobe beispielhaft für eine bestimmte größere Grundgesamtheit stehen und durch gleiche Auswahlmerkmale verbunden sind. Die Befragten können dabei als Träger unterschiedlicher Informationsqualitäten für den Interviewer interessant sein, nämlich (1) als Medium einer mündlichen Überlieferung, die vor ihnen entstanden und ausgeformt worden ist und die sie nur weitergetragen haben⁶¹; (2) als Zeugen vergangener Tatsachen und Ereignisse, die sie miterlebt haben; (3) als Personen, die sich an eigene frühere Meinungen, Einstellungen, Gefühle oder Werthaltungen erinnern; oder (4) als Träger von Erfahrung, einer sehr viel komplexeren Kategorie, die sowohl Komponenten von Überlieferung und

Aim – Methodological and Theoretical Problems in Oral History, in: *ders.* (Hrsg.), *Envelopes of Sound*, S. 127 ff. Auf der allgemeinen Ebene findet er zwei Haupttendenzen, die auch meinen Eindrücken entsprechen: »The dominant tendency has been to be overly enthusiastic in public print, and deeply suspicious in private conversation.« Zweitens werde beständig einer methodischen Bestimmung des Charakters von Oral History ausgewichen, so daß sie als produzierende, aber »ziellose Bewegung« erscheine, anstatt zu einem Instrument einer ernsthaften Kulturanalyse zu werden (S. 127, 133).

60 Außer auf meine Gespräche in USA und methodische Literatur stützt sich die folgende Erörterung teilweise auch auf eigene Interviewerfahrungen. Auf Literatur wird dabei nur ausnahmsweise verwiesen; vgl. aber die in Anm. 4, 21, 35, 52 und 57 f. zitierten Studien allgemein.

61 Diese Kategorie, die im Rahmen europäischer Sozial- und Zeitgeschichte fast keine Rolle mehr spielt, aber eine entwickelte methodische Tradition in der Volks- und Völkerkunde hervorgebracht hat, bleibt im folgenden außer Betracht. Innerhalb der amerikanischen Oral History hat die Verschriftlichung längerfristiger mündlicher Überlieferung durch Interviews vor allem in Projekten mit Negern und ganz besonders mit indianischen Geschichtenerzählern eine Rolle gespielt. Die Methode entwickelt an Beispielen schwarzafrikanischer Ethnologie der Belgier *Jan Vansina*, *Oral Tradition. A Study in Historical Methodology*, zuerst frz. 1961, 2. engl. Aufl. London 1969. Vgl. auch *Ruth Finnegan*, *Oral Literature in Africa*, Oxford 1970; *John L. Fischer*, *The Sociopsychological Analysis of Folktales*, in: *Current Anthropology* 4, 1963, S. 235–95.

durch Miterleben erworbener Kenntnisse als auch ihrer Brechung durch subjektive (vergangene und gegenwärtige) Perzeptionsvoraussetzungen umfaßt, wobei diese Komponenten zuvor in einem Prozeß persönlicher oder kollektiver Identitätsbildung zu einem werthafte[n] lebensgeschichtlichen Selbstbild verarbeitet worden sind. In aufsteigender Linie verstärken sich in diesen Informationsqualitäten zugleich die Elemente des Subjektiven, des Selbstgestalteten, des Normativen und der Überlagerung bloßer (richtiger oder falscher) Erinnerung durch Auswahl und Gestaltung. Während es bei der Verschriftlichung mündlicher Überlieferung nur um die Übermittlung von sprachlich (oft poetisch) bereits Ausgeformtem geht, kann das Zeugnis über Kenntnisse von vergangenen Sachverhalten oder Einstellungen sowohl die Form von Ja-Nein-Antworten auf vorgegebene Alternativen als auch sprachlich selbstgeformter Schilderungen nehmen. Die Darstellung von Erfahrung bringt hingegen stets eine selbstgestaltete und reflektierte Erzählung hervor, die der Interviewer nur durch ergänzende, den Ablauf strukturierende, die Erinnerung provozierende oder den Informationsgehalt kontrollierende Zwischenfragen unterstützen kann.

Aus gesuchter Informationsqualität und Befragtenkategorie läßt sich ein 12-Felder-Schema entwerfen, in dem sich die wichtigsten Beispiele für Gegenstandsaspekte, die durch diachrone Interviews erforscht werden können, verorten lassen.

Gesuchte Informationen im diachronen Interview

| Der Interviewte ist Träger von | Es wird befragt | | |
|--------------------------------|-----------------------------|---|--|
| | ein Individuum | eine beteiligte Gruppe | die Stichprobe eines abstrakten Kollektivs |
| Überlieferung | Geheimnis | <i>Mythen u. a. orale Artefakte</i> | |
| Kenntnissen | Ereignis, spez. Sachverhalt | <i>Aktion, Organisation, Entscheidungsprozeß</i> | typische Lebensumstände |
| Einstellungen | | <i>Beurteilung einer Person, Sache, Ideologie, Corpsgeist</i> | typische Werthaltungen und Meinungen |
| Erfahrung | <i>Autobiografie</i> | kollektiver Lernprozeß | serielle Lebensgeschichten |

Das Schema dient vor allem der Zielklärung⁶²; es will nicht sagen, daß alle diese Informationen nur je gesondert erhoben werden könnten. In einer halbstrukturierten Autobiografie können z. B. Informationsanteile zu allen Feldern enthalten sein. Die leeren Felder bezeichnen unzuweckmäßige Nachfragen: Mündliche Überlieferung ist immer gemeinschaftsbezogen und kann deshalb schwerlich durch nach Zufallskriterien ausgewählte Gesellschaftssegmente festgestellt werden; nur individuelle Einstellungen, soweit sie überhaupt interessant sind, bedürfen in der Regel des autobiografischen Zu-

62 Zur Analyse eignen sich andere kategoriale Unterscheidungen, wie sie vor allem aus strukturalistischer Sicht Ronald J. Grele (Movement, a. a. O., S. 136 ff.; Surmisable Variety, a. a. O., S. 286 ff.) mit der Unterscheidung der Ebenen einer linguistischen, einer Interaktions- (»performatory«) und einer kognitiven Struktur des Interviews vorgetragen hat, worauf in 3. c. zurückzukommen sein wird.

sammenhangs oder des Vergleichs, um bewertet werden zu können. Die kursiv gesetzten Gegenstände bezeichnen die in der amerikanischen Oral History am meisten verfolgten Interviewziele, d. h. neben der Einzelbiografie steht vor allem die Erhebung bei Gruppen, die durch gemeinsame Beteiligung an Institutionen, Aktionen, Entscheidungsprozessen, durch ihr Verhältnis zu einer Person o. ä. definiert sind. Die beiden Felder oben links enthalten – zumindest in reiner Form – Gegenstandsbereiche für klassische Auskünfte, wie sie z. B. im Gerichtswesen gesucht werden; abgelöst von Bewertung und Erfahrungsverarbeitung sind sie in Oral History sehr selten, zumal solche Einzelauskünfte ohne Parallelüberlieferung sehr schwer zu überprüfen sind. Warum die Stichprobenauswahl in diachronen Interviews nur selten praktiziert werden kann, wird unter dem Stichwort »Zeuge« sogleich noch näher zu erläutern sein.

Das Informationsziel eines Oral-History-Projekts und damit sein Gegenstand ist aber nicht nur kategorial zu klären, sondern vor allem durch Prüfung des praktischen Bedürfnisses und seiner Realisierbarkeit. Die Produktion von einer Stunde Interview bis zum archivfähigen Transkript kostet in USA durchschnittlich von DM 500,- aufwärts⁶³, d. h. fast alle anderen narrativen Quellengattungen (zumindest, soweit sie nicht zuerst durch Computer erschlossen werden müssen) sind billiger. Eine in ihren Ressourcen beschränkte Forschungs- oder Archivplanung wird deshalb Oral History nur in solchen Bereichen einsetzen, in denen andere Quellen für die gesuchte Information nicht, nicht in hinreichender Vollständigkeit oder – bei einem drängenden gesellschaftlichen Bedürfnis nach Aufklärung – noch nicht vorliegen. Orale Autobiografien entheben am leichtesten von der Legitimierungsnot gegenüber anderen Überlieferungsarten, denn wie bei schriftlichen Memoiren gibt es keine konkurrierenden schriftlichen Überreste, deren Informationen ähnlich komplex strukturiert sind. Sie sind aber auch die unzuverlässigste und am schwersten zu interpretierende Gattung, und die Vorliebe für sie reflektiert oft eher die Produktionszwänge von Oral-History-Instituten als die Bedürfnisse der Forschung.

Diese treten vor allem in drei Richtungen auf: (1) Bereiche überhaupt ohne schriftliche Quellen (z. B. spontane Aktionen, informelle Entscheidungsprozesse, Selbstverständlichkeiten der Einstellung oder der täglichen Lebensumstände, Überlieferung in nicht-schriftlichen Kulturen oder Subkulturen wie z. B. der Neger, der Indianer oder der Slums). (2) Archivmäßig erschlossenes Gelände, in dem die von den Quellen her nicht beantwortbaren, offenen Fragen bereits erkennbar sind, solange Akteure noch gesprächsbereit sind. (3) Geheimnisgeschützte Bereiche ohne Kunde über das Vorhandensein oder die Ergiebigkeit künftig verfügbarer Quellen. Hierbei erscheinen die ersten beiden Varianten unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit relativ unproblematisch; im ersten Fall werden Historiker für jedwede (methodisch durchsichtig produzierte) Quelle dankbar sein, im zweiten läßt sich der Bedarf anhand der schriftlichen Quellen genau eingrenzen und lassen sich die Fragen präzisieren, so daß oft nur noch Auskünfte eingeholt werden müssen und auf eine Gesamtrekapitulation der »story« verzichtet werden kann.

Methodisch am interessantesten und praktisch am häufigsten ist jedoch der letzte Fall, in dem Oral History in Konkurrenz zu (noch) nicht verfügbaren anderen Überlieferungen steht. Die meisten Eliteninterviews werden zu einer Zeit gemacht, zu der die zu den Ereignissen gehörenden internen Vorgänge (staatliche oder Unternehmensakten, Privatbriefe, Tagebücher u. ä.) noch nicht benutzt werden können oder zu umfänglich für eine kurzfristige Aufarbeitung sind. Ob in solchen Fällen die Mittel für Oral History aufgewandt werden sollen, ist oft ein Hasardspiel. Nach dem Interview oder nach der Archivöffnung mag es sich als völlig wertlos herausstellen; mag es sich aber auch zeigen, daß der nicht interviewte Zeuge die einzige mögliche Überlieferung über eine wichtige

63 Vgl. Anm. 53.

Frage mit ins Grab genommen hat. Angesichts dieser spezifisch zeitgeschichtlichen Übergangsproblematik bieten sich einige Zwischenlösungen an: (1) Zwar Interviews zu machen, aber den teuersten Teil der Oral-History-Produktion, die Transkription und evtl. Edition der Tonaufzeichnung, zu vertagen. (2) Interviews nach Möglichkeit immer in gegenstandsbezogenen Projekten durchzuführen, in denen eine Aussage an der anderen geprüft werden kann und der Interviewer, der auf andere Vorbereitungsmöglichkeiten verzichten muß, ein projekt-immanentes Spezialwissen aufbaut. (3) Oral-History-Projekte im Zusammenhang mit gegenstandsgleicher Forschung (z. B. Zeitungsanalysen) zu betreiben. (4) Oral-History-Projekte nicht »flächendeckend« ausbreiten zu wollen, sondern dort zu konzentrieren und zu intensivieren, wo ein aktuelles Interesse nach zwischenzeitlicher näherungsweise Aufklärung besteht.

Im ganzen wird man dort eine besonders ungünstige Kosten-Nutzen-Relation voraussetzen können, wo Interviewte die Edierung des Gesprächs verlangen, seine wissenschaftliche Nutzung aber bis zu einer Zeit sperren, in der auch sonstige Quellen für dieselben Sachverhalte erschließbar sind; denn oft mögen sich dann die meisten Einzelzeugnisse als überflüssig oder unzureichend herausstellen und der Rest mit dem Reiz der Autobiografie in sich, d. h. dem seltenen Vermögen des Interviewten zur lesenswerten mündlichen Selbstdarstellung, stehen oder fallen.

Bei sozialgeschichtlichen Oral-History-Projekten treten diese Probleme sehr viel seltener auf, weil es weniger sekretierte Konkurrenzquellen gibt und Auskünfte ohnehin häufig nur nach immanenten Kriterien überprüft werden können. Hier liegen die Schwierigkeiten in der Regel im Auffinden und in der Auswahl ergiebiger Zeugen sowie in der Auswertung (qualitative Füllung quantitativ ermittelter Strukturen), worauf zurückzukommen sein wird.

Während in den meisten amerikanischen Oral-History-Institutionen die Probleme einer Ausdifferenzierung der gesuchten Informationsqualitäten und der Quellenkonkurrenz durch die Produktion individueller oder sachlich zusammengeordneter Autobiografien legitimatorisch umgangen und auf die auswertenden Historiker verschoben werden, dürfte es sich bei der künftigen Neuanlage von diachronen Befragungen im Sinne methodischer Präzisierung und Kostenersparnis empfehlen, vorab genauere Entscheidungen über die Lösung der Problematik von Projektzuschnitt, Informationsqualität und des Bedürfnisses nach mündlicher Überlieferung zu fällen. Sollte dies in der Praxis ein Hantieren mit zu vielen Unwägbarkeiten bedeuten, so legt sich eine allgemeine Absprache über die Gestalt der Oral-History-Autobiografie nahe, um durch eine Mehrinvestition das Ausfallrisiko herabzusetzen: Insbesondere sollte dem offenen Interview ein Katalog von Fragen zur Sozialisation, zu Lebensgewohnheiten, zu Ausbildungs-, Karriere-, Freizeit- und Familienverläufen nachgeordnet werden, damit die Interviews später zumindest auch als eine Bank von erinnerten sozialgeschichtlichen Daten verwandt werden können.

b) *Der Zeitabstand*

Oral History unterscheidet sich von anderen sozialwissenschaftlichen Interviewverfahren vor allem durch ihren diachronen Charakter. Befragt werden meist alte Menschen (über 60 Jahre), die Erlebnisse auf dem Höhepunkt ihrer Karriere oder sogar aus ihrer Kindheit erinnern sollen. Wenn in den dreißiger Jahren z. B. 90- und 100jährige Schwarze über ihre Erlebnisse als jugendliche Sklaven vor dem Bürgerkrieg (also unter Überwindung von mindestens 70 dazwischenliegenden Jahren) befragt wurden⁶⁴, so stellt sich ganz offensichtlich eine Reihe von psychologischen, sozialen und gerontologischen⁶⁵ Fra-

⁶⁴ Vgl. Anm. 39.

⁶⁵ Insbesondere hat die Erforschung des Gedächtnisses alter Menschen ergeben, daß mit fort-

gen: z. B. an die Leistungsfähigkeit des Gedächtnisses, an die Verbindung von Erinnerung mit anderen Denkvorgängen (neuere Erfahrungen, Motiv des Erinnerns, Perzeption der Lage, in der sich der Erinnernde befindet, Verdrängungsvorgänge), an das Verhältnis zwischen individuellen Erinnerungen und kollektiven Traditionen und an die Gesprächssituation⁶⁶ selbst.

Eine explizite Diskussion dieser Fragen hat im Rahmen der amerikanischen Oral History bisher, soweit ich sehe, nicht stattgefunden. Das erscheint insofern verständlich, als es wenig an gesicherten Forschungsergebnissen über das Langzeitgedächtnis in der für den Laien leicht erreichbaren und verständlichen psychologischen Literatur zu geben scheint. Die Gedächtnisforschung der letzten Jahrzehnte war nämlich überwiegend auf Beiträge zur Lernpsychologie konzentriert, d. h. auf kurz- und mittelfristige Gedächtnisleistungen formaler Art und auf den Umsatz zwischen Lernen und Vergessen⁶⁷. Dabei wurden das Gedächtnis als ein mehrgliedriges funktionales Speichersystem ohne zwingende innere Zusammenhänge, das Vergessen als notwendiges Korrelat neuer Informationsaufnahme (»forgetting seems to serve the survival of the individual and the species«⁶⁸) und längerfristige effiziente Lernvorgänge als eine Verkoppelung neuer Information mit bereits organisiertem Wissen in sog. Gedächtnisspuren bestimmt⁶⁹. Aber mit der Erkenntnis, daß die meisten Informationen wieder vergessen werden müssen und nur diejenigen haften, die an eine vorbereitete Wissensorganisation angeschlossen werden können, ist für die über ein Lebensalter sich erstreckenden Gedächtnisleistungen, die in Oral History gefragt sind, noch wenig gesagt.

Ältere Forscher haben sich eher diesem Problem langfristiger Erinnerung zugewendet, das sich aber wegen der Unisolierbarkeit der Bedingungsfaktoren weitgehend quantitativ-empirischer psychologischer Erforschung entzieht. Maurice Halbwachs (1925) und F. C. Bartlett (1932) haben darauf abgehoben, daß langfristige Erinnerung nicht als Abrufen gespeicherter Information, sondern eher als ihre Rekonstruktion, ausgehend von bewahrtem, isoliertem Detail, vorgestellt werden müsse. Die Erinnerung sei eine Organisation im Rahmen von Erfahrungen und von deren Schemata vorstrukturiert⁷⁰. Halbwachs ging darüber noch insofern hinaus, als er diese Rahmen als gesellschaftlich bedingte bestimmte: Die Erinnerung werde nicht nur durch individuelle Introspektion gewonnen, sondern hänge in einem dialektischen Prozeß von der Rekonstruierbarkeit in aktuellen gruppenspezifischen Bezügen (Familie, Klasse, Religionsgruppe etc.) und damit von deren kollektiver Traditionsbildung und ideologischer Persistenz ab⁷¹. Wenn diese Einsichten richtig sein sollten und noch mit der psychoanalytischen Kategorie der Verdrängung zusammengenommen werden, so legen sie eine erhebliche Skepsis gegenüber der

schreitender Senilität ein schneller Gedächtnisabbau einhergeht, der offenbar regressiv wirkt, also zunächst jüngere Erinnerungen betrifft und erst später etwa diejenigen aus der Jugend und Kindheit.

66 Auf diese Fragen kann hier im einzelnen nicht eingegangen werden. Die Diskussion bei R. Menninger, *Some Psychological Factors Involved in Oral History Interviewing*, in: *The Oral History Review* 1975, S. 68–75, erbringt nichts. Es sei aber z. B. darauf verwiesen, daß empirische psychologische Untersuchungen eine Maximierung von Gedächtnisleistungen dann belegen, wenn sich der Erinnernde zum Zeitpunkt der Erinnerung im selben Gemütszustand (etwa Erregung, Alkoholgenuß etc.) wie zu dem zu erinnernden Zeitpunkt befindet. R. Fischer, *Ich weiß nicht mehr, was ich gestern abend gesagt habe, aber ich glaube, es war gut*, in: *Psychologie heute*, Jan. 1977, S. 58–63. Zu anderen Aspekten der Interviewsituation s. u.

67 Vgl. z. B. J. A. Adams, *Human Memory*, New York 1967.

68 So der Art.: *Memory*, in: *Encyclopaedia Britannica*, 15. Aufl., 1977, Bd. XI, S. 891.

69 Vgl. am besten Donald A. Norman, *Memory and Attention*, New York u. a. 1969.

70 F. C. Bartlett, *Remembering*, Cambridge 1932.

71 Maurice Halbwachs, *Les cadres sociaux de la mémoire*, Paris 1925 (Dt. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Berlin/Neuwied 1966).

Objektivität und Vollständigkeit naiver historischer Erinnerungen nahe, und zwar insbesondere solcher an mittlerweile gesellschaftlich Verlorenes oder gar Verfemtes. Es kann hier jedoch auf einige Ansätze zur Einhegung des Erinnerungsproblems im Rahmen der Oral History verwiesen werden.

Der erste Ansatz erscheint zunächst ganz einfach: *Minimierung der Erinnerungsstrecke*, um dem Gedächtnisabbau zuvorzukommen. Es ist ja nicht zwingend, das für den Historiker interessante Interview als Pipeline in die Vergangenheit zu konzipieren, vielmehr kann theoretisch das Zeugnis für eine Handlung, einen Sachverhalt oder eine Einstellung, die keine sonstigen historisch verwertbaren Quellen produziert, auch synchron, also z. B. handlungsbegleitend, angelegt werden (die Informationsvarianten Überlieferung und Erfahrung scheiden hier allerdings weitgehend aus)⁷².

Charakteristisch für unseren Zusammenhang ist die Entwicklung des sog. »narrativen Interviews« in der Soziologie⁷³, das sich »für die Rekonstruktion kognitiv komplexer [. . .] Sachverhalte« eignet (wie z. B. Interessenkonstellationen und Interaktionsverläufe), die sich einer Dimensionierung durch Indexe entweder überhaupt oder zumindest während einer explorativen Phase entziehen. Damit werden ein Komplexitätsgrad von Zusammenhängen und eine hermeneutische Datengattung angepeilt, die dem Erkenntnisziel und der Methode des Historikers sehr vertraut sind.

Es liegt insofern im Interesse der Zunft, daß Historiker sich künftig vermehrt in die Fragestellungen der Sozialwissenschaftler einmischen, deren Techniken für künftige Auswertungen lernen und größere Institutionen ermuntern, z. B. im Zusammenhang mit »operations research« handlungsbegleitende Befragungen durchzuführen, die dann allerdings mindestens ebensolange der öffentlichen Forschung verschlossen sein dürften wie die zugehörigen schriftlichen Vorgänge. Auch werden solche Dokumentationen nicht die Wirklichkeit selbst abbilden, da kurzfristige Erinnerung ebenfalls der Verfälschung unterliegt und es für gewollte oder unbewusste Verdrängungen in der aktuellen Lage oft noch mehr Anlässe als nach einem halben Leben gibt. Außerdem wird man Oral History die Empfehlung geben können, überall da, wo es nicht um Autobiografie, sondern um das Zeugnis von Kenntnissen und Einstellungen geht, das Interview sobald als praktisch möglich nach dem Untersuchungszeitraum durchzuführen. Hierbei ist jedoch schon aus Kostengründen eine Beschränkung auf die nachgefragte Sache und Informationsqualität notwendig.

Außer durch den Zeitabstand wird Erinnerung auch durch die *spezifische Lage, in der sich der Erinnernde befindet*, beeinflusst. Die halbverhungerten Greise, die in der Weltwirtschaftskrise ihre Kindheit in der Sklaverei erinnerten, schilderten sie z. T. in rosigen Farben, wenn sie einst wenigstens regelmäßig zu essen hatten. Und während der Arisierungsverfahren hat man sich seiner jüdischen Geschäftsfreunde ganz anders erinnert als in den Entnazifizierungsverfahren. Angesichts solcher sich in der Erinnerung bewußt und

72 Im Extrem läßt sich der Wunsch nach Dokumentation im Maßstab 1 : 1 ohne Erinnerungsverlust etwa in Nixons Installierung einer Daueraufzeichnungsanlage im Weißen Haus erblicken. Ein ähnliches Ziel verfolgte die US-Army, als sie im Zweiten Weltkrieg ihren Truppen »historische Abteilungen« attachierte, die nicht nur eine Chronik aufgezeichnet, sondern auch handlungsbegleitende Befragungen vor Ort durchgeführt haben. Oder Oral-History-Spezialisten, die während der Studentenrevolte dokumentarische Interviews mit Beteiligten aufnahmen, um die subjektive Seite eines weitgehend informellen Geschehens archivalisch zu bewahren.

73 Fritz Schütze, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen (Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld, Nr. 1, hekt., August 1977. Das Zit. S. 51.) Vgl. auch *ders.*, Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, *Kommunikative Sozialforschung*, München 1976, S. 159 bis 260.

unbewußt verschiebender Aspekte haben methodisch besorgte Oral-History-Pioniere den teuren Rat gegeben, die Zeugen mehrmals zum selben Gegenstand zu befragen⁷⁴. Mit derselben Begründung ließe sich zuweilen auch für eine Wiederholung mit einem anderen Interviewer plädieren. Andere drängten zumindest darauf, dem Interviewtranskript eine genaue Schilderung beizugeben, in welcher Verfassung der Zeuge angetroffen wurde, um zumindest eine immanente Kritik seiner Aussagen zu ermöglichen. Wieder andere haben praktische Skepsis erworben, weil sie vor allem bei interviewgewohnten Elitenangehörigen bei wiederholten Interviews auf feste Anekdotenrepertoires stießen, die unabhängig von ihrer Wahrheit immer erneut der Pointe wegen abgespielt wurden, oder die Lernfähigkeit des Interviewten an einer neuen Lüge erkennen konnten, nachdem ihn das erste Gespräch um seinen Nachruhm besorgt gemacht hatte.

Man darf sich insofern nicht versprechen, daß man der »Wahrheit« des Erinnerungsgegenstandes notwendig um so näher komme, je häufiger man mit dem Erinnernden darüber spricht. Die »Wahrheit« des Interviews liegt vielmehr im jeweiligen Interaktionsgeschehen, und dessen Niederschlag ist erst die Grundlage einer interpretierenden Rekonstruktion durch den Auswerter. Darauf deuten insbesondere die Erfahrungen solcher Interview-Theoretiker, die die Einmaligkeit jeder Gesprächssituation u. a. deshalb betonen, weil das Gespräch beim Interviewten Klärungsprozesse in Gang setzen kann, so daß er nach dem Gespräch anders denkt als zuvor – nicht als Ergebnis einer Beeinflussung durch den Interviewer, sondern wegen der im Zuge der dialogischen Interaktion bei ihm selbst in Gang gekommenen Bewußtseinsveränderungen. Diese Dynamik ist ja die Grundlage für die weite Verbreitung von oft auf die Rekonstruktion vergangener Erfahrung gerichteter »helfender« Gespräche im Bereich der praktischen Psychologie und Sozialarbeit⁷⁵.

Wird nun unterstellt, daß Erinnerung nicht nur durch Introspektion, sondern auch durch Rekonstruktion unter Benutzung gesellschaftlich präsenter Traditionen und Bezugsrahmen stattfindet⁷⁶, so hängt die Wiedererhebung der Erinnerung an mittlerweile verlorene oder diskreditierte Traditionen sicher u. a. davon ab, ob es dem Interviewer gelingt, im Gespräch diese Bezugsrahmen aus seinem historischen Sachverstand heraus wieder präsent werden zu lassen und ihnen, wenigstens in der momentanen Vorstellung, ihre einstige Valenz zurückzugeben. Das muß beim Interviewten nicht immer individuelle und soziale Lernprozesse befördern, sondern kann sie auch – um der historischen Annäherung willen – regressiv gefährden, also zu einer Form wissenschaftlicher Ausbeutung werden.

Zur Eingrenzung der Situationsabhängigkeit der Erinnerung dürften in vielen – besonders auf Ereignisabläufe bezogenen – Fällen allgemeine Faustregeln genügen. Z. B. sollte das Interview so geführt werden, daß es genügend Aussagen auch über die Beziehung des Befragten zum Gegenstand und evtl. über seine derzeitige Lage enthält, um dem Leser eine Einschätzung zu ermöglichen. Daneben sollte der Interviewer die Umstände des Interviews und das Verhalten des Zeugen in einer Beigabe zum Transkript beschreiben – sie wird um so nützlicher sein, je weniger sie der Kontrolle des Befragten unterliegt. Schließlich ist die Herstellung einer Kontrollüberlieferung wünschenswert, zumindest, wenn sich die Lage des Befragten oder die Person des Interviewers oder beider Verhältnis wesentlich verändert haben. Aus Geldmangel oder wegen des Ablebens des

74 Wie Anm. 52. Ähnlich *Coles*, Bd. 2, S. 33, 42 f. u. ö. Zu den Verschiebungen autobiografischer Sichtweisen vgl. auch *Peter L. Berger*, *Einladung zur Soziologie*, Olten 1970, bes. den Beitrag »Lebenslauf und Lebensläufe, Vergangenheit nach Maß und von der Stange«, auch in *Steinert* (Hrsg.), S. 197–207, stellvertretend für die Literatur zur biografischen Methode.

75 Vgl. allgemein: *Aaron V. Cicourel*, *Method and Measurement in Sociology*, New York 1964, Kap. III; *A. Benjamin*, *The helping Interview*, Boston 1969.

76 Vgl. Anm. 70 f.

Zeugen sind jedoch einer solchen Präzisierung Grenzen gesetzt, wenn auch finanziellen Beschränkungen dadurch begegnet werden kann, daß man die Interviews nur auf Tonband aufnimmt und erst nach dem letzten entscheidet, was davon – wenn überhaupt – die Transkription lohnt.

Ein dritter Ansatz zur Präzision von Erinnerungen kann über die *Konzentration auf erinnerungsfreundliche Gegenstände* bereits in die Planung eines Oral-History-Projektes eingehen. Es gehört offenbar zu einem selbstregelnden Prozeß geistiger Ökonomie, daß man das meiste, was man erlebt oder erfahren hat, über kurz oder lang wieder vergißt. Dabei ist unklar, ob und inwieweit die Informationen gelöscht werden oder nur in einen unter besonderen Umständen reaktivierbaren Latenzzustand absinken. Daß das Verhalten von ehemals selbstverfaßten Dokumenten, die präzise Schilderung eines äußeren Hergangs oder die Erwähnung von Personen das Gedächtnis eines Befragten auffrischen kann, ist eine tägliche Oral-History-Erfahrung. Es fragt sich aber, wo neben solchen im Gespräch aufzubauenden Krücken⁷⁷ das Gedächtnis seine autonomen und spontanen Bestleistungen zeigt.

Eine Erfahrungskategorie, die bei behutsamer Behandlung präzise Auskünfte verspricht, umfaßt die alltäglichen Lebensumstände, oft von langer Dauer und großer Einprägbarkeit, seien es Verhältnisse und Riten, sei es in verdinglichter Gestalt. Arbeiter haben ein langes Gedächtnis für Lohnstreifen und Arbeitsplätze, die meisten können die Küche ihrer Mutter und ihr Schulzimmer beschreiben. Noch nach fast einem Jahrhundert wußten ehemalige Sklaven genau, daß sie mit der Flasche aufgezogen wurden, weil ihre Mutter ein Kind der Herrschaft an die Brust nehmen mußte. Insgesamt wird man sagen können, daß im Bereich der Oral History viel zuviel unglaubwürdige bzw. überflüssige Auskünfte über bloße Meinungen und über administrative Details, die schlecht erinnert werden und oft anderweitig dokumentiert sind, eingeholt wurden, während die vielfältigen Möglichkeiten, alltägliche Lebensverhältnisse über Interviews verlässlich zu rekonstruieren, erst in Anfängen genutzt sind⁷⁸.

Für die methodische Entwicklung von Oral History dürfte neben den persönlich einprägsamen Erfahrungen mit Bedingungen und Umweltkonstanten aber vor allem der diskontinuierliche, schubhafte Charakter lebensgeschichtlicher Erfahrungen von Bedeutung sein, weil sich hier eine autonome, durch bloße Introspektion erschließbare Erinnerungsdimension auftut, die zugleich zur Identifizierung lebensgeschichtlicher Weichenstellungen geeignet erscheint. Damit wird insofern eine methodische Dimension von besonderer Tragweite für die derzeitige sozialgeschichtliche Diskussion angerissen, als eine Lösung des auch außerhalb des Marxismus ungelösten »Basis-Überbau«-Problems zunächst das Auffinden der bewußtseinsbildenden Kreuzwege zwischen Lebensgeschichte und Sozialstruktur erfordert.

Alltagstheorien⁷⁹ lehren: Das offiziell als unvergeßlich Normierte verschwindet hinter den persönlichen Erinnerungen, und unter diesen sondert das Gedächtnis die bahnbrechenden Erfahrungen zur Archivierung aus, auch wenn das damals Neue später zur lieben

77 Zu solchen praktischen Erinnerungsstimulantien vgl. *Robert K. Merton/Majorie Fiskel Patricia L. Kendall*, *The Focused Interview*, Glencoe, Ill., 1956, Kap. II, bes. S. 26 ff.

78 Daß sozialgeschichtliche Interviews mit Arbeitern für die konkreten Arbeits- und Lebenserfahrungen meist wesentlich fruchtbarer sind als für den über viele Bewertungsinstanzen vermittelten politischen Bereich bestätigen auch englische und französische Erfahrungen. *R. Samuel* (Anm. 13) und *Yves Lequin*, *A la recherche d'une mémoire collective [...]*, Ms. für die in Anm. 18 genannte Konferenz »Mémoire Collective Ouvrière«.

79 *George Brassens* z. B. hat die Unterschiedlichkeit der Gedächtnisleistungen einmal in einem hübschen Chanson beschrieben: Er habe, heißt es da, die Schlachten von Austerlitz bis Waterloo ebenso vergessen wie die vielen Mädchen, mit denen er geschlafen habe; aber der Refrain betont: »Jamais de la vie / On ne l'oubliera / La première fille / Qu'on a pris dans ses bras / La première étrangère / A qui l'on a dit « tu » [...].«

(und vergessenen) Gewohnheit geworden ist. Jeder Memoirenband und jedes offene Interview beweisen, daß zumindest über lange Strecken nicht so sehr Sachverhalte und Personen, mit denen ein Zeuge in unmittelbare Berührung kam, erinnert werden als Erfahrungen, und die ersteren vorzüglich insofern, als sie mit letzteren verbunden waren. Dabei ist unerheblich, ob diese Personen und Sachverhalte nach historischer oder gesellschaftlicher Konvention wichtig waren; sie müssen für den Zeugen wichtig gewesen sein. Die übrigen wird er mit nötiger Nachhilfe vielleicht auch erinnern, aber er wird kaum Wichtiges über sie sagen können.

Mit der Erfahrungsqualität hängt noch eine weitere Schwierigkeit zusammen: Viele Historiker klagen darüber, daß Oral-History-Befragte zu den für die Forschung relevanten Sachverhalten vielfach nur Anekdoten beitragen. Auch hier greift das Argument zu kurz und versäumt auf der Suche nach »facts« und Schlüsseldokumenten in geschäftsmäßiger Eile den Charakter von Erfahrung – und, nebenbei, auch Geschichte⁸⁰. Erfahrung klammert oft die vordergründigen Sachverhalte, sogar die Beteiligten oder sonst Überprüfbares aus, bewahrt sich aber im zunächst nebensächlich erscheinenden Detail in allegorischer Gestalt als Element persönlicher Betroffenheit. Das Ernstnehmen der vom Befragten anvertrauten Geschichten, ihre behutsame Entschlüsselung lohnt sich gerade im sozialgeschichtlichen Kontext, wo Oral History wesentlich qualitative Füllung quantitativer Gerüste erbringt. Auf der anderen Seite haben Anekdoten in Eliteninterviews seltener diese Qualität: Oft sind es hier amüsierliche Geschichten, die sich zur Party-Konversation und zum Klatsch eignen, dort ihre Form, wenn nicht ihren Inhalt gefunden haben; sie werden einer verselbständigten Pointe wegen erzählt und enthalten seltener die Allegorie einer Erfahrung.

Daß es eine autonome Bewahrung wichtiger lebensgeschichtlicher Schlüsselerfahrungen in der Gestalt von Geschichten, Bildern und symbolischen Szenen gibt, gehört auch zu den ersten Ergebnissen einer neuen Disziplin, der Thanatologie, der empirischen Erforschung des Sterbens. In den Berichten Wiederbelebter über ihre Todeserfahrung nämlich schält sich eine feste Abfolge von Sterbenserlebnissen heraus (wie die Scheidung des physischen Leibes von einer zweiten personalen Existenz, deren Hindurchtritt durch einen dunklen Tunnel, das Erscheinen einer Lichtgestalt und die Aufforderung zur Lebensbilanz), alles in die verschiedensten Mythologien längst eingegangene Todeserwartungen. Zu ihnen gehört auch eine sehr schnelle und plastische Abfolge von Bildern und Szenen aus dem eigenen Leben, in denen entscheidende Momente der eigenen Lebensgeschichte ohne Verfälschung aufscheinen und – wie die Wiederbelebten fast regelmäßig formulierten – »wie ein Film« ablaufen. Durchweg werden die Lebensechtheit dieser Szenen und ihr Charakter als eine das Wesentliche zusammenfassende Darbietung betont, d. h. keine mühsame und bruchstückhafte eigene Gedächtnisarbeits, sondern eine Vorführung, in der das sterbende Subjekt Zuschauer ist. Inhaltlich scheint es sich um realistische Szenen des persönlichen Lebens mit hohem Symbolwert für das eigene zwischenmenschliche Verhalten zu handeln; der Ablauf ist chronologisch, betont werden meist Szenen aus der – insbesondere familialen – Sozialisation⁸¹.

Der Befund, der wie der ganze Sterbevorgang physiologisch und psychologisch noch

80 Um meine Zuflucht noch einmal zur Liebeslyrik zu nehmen, sei auf *Bert Brechts* »Lied von der Marie A.« verwiesen. Auch dieser Sänger ist ein sich seiner Männlichkeit nicht sicherer Narziß und kann die Geliebten nicht erinnern, nicht einmal das Gesicht der Besungenen: »[. . .] Ich weiß nur noch, ich küßte es dereinst. / Und auch den Kuß, ich hätt' ihn längst vergessen / wenn nicht die Wolke dagewesen wär' / die weiß ich noch und werd' ich immer wissen / sie war sehr weiß und kam von oben her [. . .].«

81 Vgl. die Berichte Reanimierter vor allem bei *Raymond A. Moody*, *Leben nach dem Tod – Die Erforschung einer unerklärten Erfahrung*, Reinbek 1977; daneben *E. Kübler-Ross*, *Interviews mit Sterbenden*, Stuttgart 1969; *J.-B. Delacour*, *Aus dem Jenseits zurück*, Düsseldorf 1973; *J. C. Hampe*, *Sterben ist doch ganz anders*, Stuttgart 1975.

weitgehend unerklärt ist, legt die Vermutung nahe, daß das menschliche Gedächtnis plastische Szenen bewahrt, die für die eigene Lebensgeschichte von besonderer Bedeutung waren, und daß es im Zuge des Todes zu einer Art Kurzschluß in diesem Gedächtnisteil kommt, der eine Projektion dieser hintereinander gelagerten Erfahrungsschübe in schneller Abfolge auslöst.

Dieses Gedächtnisreservoir persönlicher Erfahrungen von grundsätzlicher lebensgeschichtlicher Bedeutung, die in der Form von Bildern, Szenen und Geschichten aufbewahrt werden, erscheint mir gleichsam als Kontrollüberlieferung erinnernder Rekonstruktion⁸²: Insbesondere könnte seine Aktivierung jene Erfahrungen aussondern, die in narrativen Interviews sich als Schlüsselgeschichten der eigenen Bewußtseinsbildung aufnehmen lassen. Hier stellt sich für Oral History die Aufgabe, lebensgeschichtliche Weichenstellungen zu lokalisieren und zu dokumentieren. Die vergleichende Analyse solcher Quellen könnte zu einer Bedeutungshierarchie der einzelnen Erfahrungsbereiche und zu einer Bestimmung der sozialen Bedingungen bewußtseinsgenerierender Erlebnisse führen. Damit würde sich die Möglichkeit ergeben, abstrakte Zuordnungen von Klassenlagen und bestimmten Ideologien zu überwinden, Erfahrung genetisch als eine dynamische Kategorie zu entwickeln und auf ihre individuellen und gesellschaftlichen Bedingungen zu beziehen.

c) *Der Zeuge*

Die Ergebnisse von Oral History hängen wesentlich davon ab, ob es gelingt, geeignete Zeugen zu lokalisieren und für eine freimütige Darlegung ihrer Erinnerungen zu gewinnen – das ist im übrigen im Falle einer gerichtlichen Vernehmung oder einer sozialwissenschaftlichen Erhebung durch Befragungen nicht anders. Vor Gericht aber wird der am meisten Beteiligte, der Täter, nur selten auch einen guten Zeugen ausmachen, weil er auch am meisten Anlaß hat, den Handlungshergang zu verdrängen oder zu verfälschen. Vordergründig erscheint der historische Akteur nicht in diese Angeklagtenproblematik verwickelt, so daß die amerikanische Oral History zunächst ihr Hauptinteresse auf solche Hauptakteure richtete, die nicht ohnehin Memoiren geschrieben hatten. Dabei wurde jedoch eine Reihe ambivalenter Erfahrungen gemacht. Der Hauptverantwortliche besticht in der Regel durch Ereignisnähe, Motivkenntnis und durch die Fähigkeit zur Einordnung einzelner Sachverhalte in größere Zusammenhänge und zur mündlichen Artikulation. Auf der anderen Seite darf man nicht zu viel von ihm erwarten: Selten hat er eine detaillierte Kenntnis einzelner Sachprobleme erworben. Meist ist er so interviewgewohnt, daß er sich von der Routine der Pressekonferenz nicht freimachen und auf das wissenschaftliche

82 Dabei darf natürlich nicht übersehen werden, daß die Erschließung dieses Potentials durch vielerlei Barrieren wie individuelle Verdrängung und kommunikativen Geheimschutz erschwert wird und eine Annäherung sicher nur möglich wird, wenn die Gespräche relativ angstfrei (z. B. unter dem Schutz massendokumentarischer Anonymität) verlaufen und durch Bemühungen um die Rekonstruktion des Umfeldes unterstützt werden. Annemarie Tröger (Berlin) hat mich nach der Lektüre einer früheren Fassung dieses Berichts mit Recht darauf hingewiesen, daß hier eine besondere Gefahr der wissenschaftlichen Ausbeutung der Interviewten durch die – für sie unbewußte – Anzapfung letzter Reservate eines humanen Datenschutzes liegt. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei deshalb unterstrichen: Es geht mir bei diesen Hinweisen darum, daß das Subjekt m. E. über einen autonomen Erfahrungsschatz verfügt, von dem es Gebrauch machen kann, um seine eigene Lebensgeschichte zu klären. Es wäre meines Erachtens sowohl ein Mangel an Solidarität als auch an Realismus, wenn der Historiker versuchte, dem Interviewten diesen Schatz abzuluchsen. Ein Erkenntnisgewinn hängt gerade hier besonders davon ab, daß eine solidarische Kooperation zwischen dem Forscher und dem Erinnerungssubjekt zustande kommt. Denn nur dann, wenn der Interviewte nicht übertölpelt worden ist, wird er dem Interviewer auch anvertrauen, wieviel er ihm anvertraut hat, eine für die Auswertung notwendige Information. Menschenverachtung würde hier nur zu falschen Ergebnissen führen. Die Entschlüsselung subjektiver Geschichte ist ohne Achtung vor den historischen Subjekten nicht möglich, allenfalls sind Annäherungen auf einem gemeinsam beschrittenen Weg möglich.

Interesse seines Gesprächspartners umstellen kann – mit dem Ergebnis wiederholter altbekannter Geschichten und einem glättenden, defensiven Gesprächsverhalten. Oft fehlt es ihm auch an Zeit und Lust, sich anhand seiner Unterlagen auf das Interview hinlänglich vorzubereiten. Grundsätzlicher wiegt die Erkenntnis, daß sich in der Führung von Organisationen und Institutionen besonders viele egomane Charaktere behaupten, die sich durch eine oft reichlich gewaltsame Identitätsleistung (d. h. Unterentwicklung von Selbstkritik und Kommunikationsfähigkeit, Überentwicklung von Rationalisierungs- und Verdrängungsleistungen) und ein aus Mangelserfahrungen motiviertes besonderes Macht- und Geltungsstreben zur Führung qualifizieren⁸³. Ihre Erinnerungen mögen zwar im Detail Bausteine zur Rekonstruktion von Sachverhalten beisteuern, grundsätzlich sind sie aber meist wenig geeignete Zeugen, weil sie zum euphorischen Gedächtnis, zur nachträglichen Selbststilisierung und zur gröblichen Überschätzung ihrer Rolle wie auch der Geheimhaltungsbedürftigkeit ihrer Aussagen neigen. Dagegen sind ihre Berichte unter dem Gesichtspunkt der Introspektion, der Erfahrung, der Führungspsychologie und des Geflechts der Kontakte innerhalb der Führungsschicht oft geradezu fesselnd.

In den Projekten der »Presidential Libraries« hat man deshalb bald erkannt, daß für die Sachdokumentation ein Zeugenkreis angesprochen werden mußte, der persönlich weniger faszinierend sein mochte, aber als sich ergänzendes Team verlässlicher und ergiebiger aussagte: die Referentenebene der Ministerien, Generalstabsoffiziere statt Kommandeure, die Spezialisten eines Unternehmens anstatt seines General- oder gar Frühstücksdirektors, parlamentarische Ausschuß- statt Fraktionsvorsitzende. Dies ergab nicht nur deshalb ergiebigere Oral Histories, weil mehr Befragte zu Wort kamen, sondern weil sie auch eher als die prominenteren Führer sich für die Rolle des Zeugen eigneten. Sie brachten Sachkenntnis und Artikulationsfähigkeit ein und waren offener und weniger Ich-fixiert im Gespräch und ihren Erinnerungen.

Ein wesentlich schwierigeres Problem ergibt sich, wenn man Zeugen nicht unter dem Gesichtspunkt ihrer Sachnähe auswählen will, sondern als Repräsentanten für eine größere Gruppe, für deren Erfahrungen, Kenntnisse oder Meinungen sie – auch in ihrer quantitativen Verteilung richtig gewichtete – Beispiele darstellen sollen⁸⁴. Dem demoskopischen Vorbild kann man im diachronen Interview schon deshalb kaum folgen, weil die unterschiedliche Lebensdauer der möglichen Zeugen eine Vorauswahl trifft, deren Kriterien mit dem Befragungsgegenstand in Beziehung stehen können, aber nicht müssen. Echte Zufallsstichproben (Random-Verfahren) zur Ermittlung repräsentativer Befragtengruppen führen bei Oral History deshalb oft buchstäblich ins Leere. Das verbietet auch in vielen (nicht allen) Fällen den Umkehrschluß, daß die Repräsentanten der Überlebenden die ganze Geschichte erzählen können. Die Greise, die in dem mehrfach erwähnten Sklavenprojekt sich ihrer Jugend erinnern sollten, wurden zwar nach vielen Kriterien (regionale Herkunft, Betriebsgröße und Produktionssektor des Sklavenhalters, Familiengröße, Stadt/Land-Verteilung etc.) ausgewählt, aber die Kernfrage ließ sich nicht testen, ob ihre Langlebigkeit etwas mit relativ günstigen Sonderbedingungen in der Sklaverei zu tun habe und deshalb für ihre z. T. überraschend nostalgischen Schilderungen verantwortlich sei. Dieser grundsätzliche Makel im Zeugenreservoir sozialgeschichtlicher Oral

83 Der zunächst vielversprechende Titel *R. S. Robins* (Hrsg.), *Psychopathology and Political Leadership*, New Orleans 1977, behandelt allerdings vor allem »severely psychiatrically impaired political leaders«. Das Problem müßte sehr viel breiter gestellt werden.

84 *Grele*, *Movement without Aim*, a. a. O., S. 131, wendet sich dagegen, daß überhaupt das Problem der Repräsentativität von Oral-History-Quellen aufgeworfen wird. Denn hier gehe es nicht um abstrakte statistische Normen, sondern um die »Typisierung des historischen Prozesses«. Es scheint mir aber verfehlt, aus der Schwierigkeit einer quantitativen Gewichtung qualitativer Zeugnisse in einen dogmatischen Strukturalismus zu verfallen, der eine Überwindung der geistesgeschichtlichen Dimension nicht mehr ermöglicht.

History kann durch zwei Hilfskonstruktionen eingeschränkt werden: Wo kein möglicher Zusammenhang zwischen Erinnerungsgegenstand und vorzeitigem Tod oder der Verweigerung einer Befragung denkbar ist, kann die Befragtengruppe durch eine Quotenauswahl anhand der Strukturdaten der Grundgesamtheit zum Zeitpunkt der zu erinnernden Erfahrung im Sinne einer näherungsweise Stichprobe rekonstruiert werden⁸⁵. Wo ein solcher Zusammenhang jedoch wahrscheinlich ist, wären entsprechende Anstrengungen verschwendet, und es bleibt nur übrig, durch intensive Einzelbefragung die mangelnde Repräsentativität durch Problemvertiefung und eine behutsame qualitative Auswertung zu kompensieren.

Selbst wo die besprochenen Probleme nicht bestehen, ist noch eine weitere Schwierigkeit zu beachten. Demoskopische Umfragen kennen zwei Ausfallquoten: die Verweigerung der Teilnahme überhaupt (entgegen weitverbreiteten Vorurteilen weit unter 10 Prozent der Angesprochenen) und die Ablehnung einer speziellen Antwort (weiß nicht, keine Angabe etc.)⁸⁶. Es gehört zum Handwerk, beide Quoten möglichst klein zu halten. Diachrone Interviews müssen zusätzlich vermehrt mit unbewußt falschen Antworten rechnen, da sie eher auf erinnerte Tatsachen als auf zu bekennde Einstellungen abzielen. Aber auch die Ausfallquoten durch Ablehnung der Teilnahme oder der Einzelantwort sind wesentlich höher zu veranschlagen: Gedächtnisschwäche setzt Schranken des Wollens und Könnens, die Rückfrage betrifft oft Verdrängtes oder Haltungen, die durch den allgemeinen Wandel nunmehr problematisch geworden sind. Synchron kann man naiv antworten, diachron selten. Außerdem ist die in der Demoskopie in der Regel gewährleistete Anonymität bei narrativen Interviews nur selten sinnvoll; damit entfällt aber ein wesentliches entspannendes Element im Verhältnis zum fremden Interviewer. Wo aber die Ausfallquoten hoch sind, werden die wahrscheinliche Repräsentativität der Antworten und die Möglichkeit zur Korrelationsanalyse sehr schnell bis zur Sinnlosigkeit vermindert.

Schließlich sind bei sozialgeschichtlichen Oral-History-Zeugen auch die sozialen Kommunikationsbarrieren zu beachten, die im narrativen Interview generell bedeutsamer sind als im demoskopischen »Reaktionsexperiment«. Bei der Elitenbiografie, für die der Interviewer meist einen vergleichbaren Bildungshaushalt mitbringt und sich im übrigen vorbereiten kann, werden solche Barrieren selten zum akuten Problem. Subkulturenangehörige aber mögen sich eines speziellen Dialekts bedienen, sich durch eine dem Interviewer verschlossene Metaphorik ausdrücken oder auf Erfahrungen ansprechen, die er nicht mitgemacht hat und nicht erkennt. Die Hochsprache der Fragen mag dem Interviewten unverständlich oder verdächtig sein, selbst der subkulturell verkleidete Interviewer wird sich durch Wortwahl und Gestus als Vertreter der anderen Schalterseite entlarven. Mit ideologischen Anbieterungen sind solche Barrieren nicht zu überwinden, wohl aber zuweilen mit geduldiger und ehrlicher Erläuterung des Untersuchungsvorhabens. Oft wird es jedoch eines Vermittlers bedürfen, zuweilen auch einer längeren Zeit gemeinsamen Zusammenlebens. Dies kann nicht nur die Hemmungen des Befragten abbauen, sondern auch die soziale Sensibilität des Untersuchers erhöhen.

Die Befragtenproblematik besteht indes nicht nur in pragmatischen Kategorien wie der Nützlichkeit, Zugänglichkeit und Verlässlichkeit bestimmter Personen oder Gruppen für ein diachrones Interview. In jedem einzelnen Gespräch schlagen sich vielmehr auf mehreren Ebenen Beziehungsstrukturen nieder, ohne deren Analyse und Berücksichtigung Oral History naiv bleiben müßte – und zwar ganz besonders das individuelle, offene Tiefen-

⁸⁵ Dieses Verfahren ist vor allem vorgeführt bei *Paul Thompson*, *Edwardians*, aber selbst hier, wo es auf rückzuerschließende Generalisierungen vor allem im Bereich von Familie, Freizeit, Sozialisation ankommt, bleibt ein Zweifel über den Zusammenhang zwischen Zeugnisinhalt und Verfügbarkeit des Zeugen.

⁸⁶ *Elisabeth Noelle*, *Umfragen in der Massengesellschaft*, Reinbek 1963, S. 32.

interview. Darauf hat besonders Ronald Grele unter Bezugnahme auf linguistische, interaktionistische und historisch-anthropologische Strukturalisten⁸⁷ hingewiesen und drei Ebenen relativ selbstregulierender Strukturen unterschieden, die den Text des Interviews bestimmen. Auf der linguistischen Ebene geht es um die innere Zuordnung der einzelnen Töne und Silben, ihre *soziolinguistische Rückbindung an spezifische Codes und den Ausweis einer poetischen Struktur* für alle mündliche Äußerung⁸⁸. Auf der zweiten Ebene geht es um die kommunikative Regelhaftigkeit, die das *Interview als besondere soziale Beziehung* einer Kleingruppe steuert – da auf diesen Punkt in dieser Erörterung an anderer Stelle mehrfach eingegangen wird⁸⁹, sei hier nur noch einmal unterstrichen, daß der in der Demoskopie vielfach festzustellende Versuch, den Einfluß dieser Beziehungen auf das Interview zu minimieren oder doch zu standardisieren, bei der sehr viel komplexeren Aufgabe der Hervorlockung narrativer Erinnerung von vornherein hoffnungslos wäre, mithin diese Beziehungsebene in der Interpretation des Interviews nicht unberücksichtigt bleiben darf.

Die dritte, von Grele »kognitiv« genannte Ebene ist in unserem Zusammenhang die wichtigste: Gemeint ist die Beziehung des Befragten zu der übermittelten Information, die einerseits auf seine eigene Erfahrung und sein Geschichtsverständnis zurückweist und andererseits auf ein als allgemein unterstelltes und z. T. vom Interviewer repräsentiertes Geschichtsbild bezogen ist⁹⁰. Die abstrakte Tiefenstruktur des Interviews stellt insofern einen *exemplarischen Dialog zwischen persönlicher Erfahrung und hegemonialer Kultur* (im Sinne Gramscis) dar, und zwar in der jeweils vom Befragten perzipierten Form. Jenseits des Informationsaustausches lasse sich insofern im Gespräch das Verhältnis des einzelnen zu seiner Geschichte in einer singulären Weise entschlüsseln⁹¹; denn das Gespräch sei seinerseits ein jeweiliger Anwendungsfall für die Durchdringung von Mythos und Ideologie, wobei unter Mythos eine bewahrende, kohärente Gemeinschaftsüberlieferung verstanden wird, unter Ideologie aber eine gesellschaftliche Vision, in der historische Beglaubigung und kulturelle Darstellung werthalt zu einer Strategie sozialer Reproduktion zusammengebunden seien und die eine Verortung des einzelnen erlaube. Keine andere Quelle sei so geeignet, dieses Beziehungsgeflecht im Sinne einer »Archäologie

87 Wie Anm. 62. Grele geht dabei von Piaget, Barthes, Goffman, Foucault, Althusser, Lacan, Levi-Strauss und Gramsci aus und bezieht sich auf amerikanische Konkretisierungen wie *Ben Halpern, Myth and Ideology in Modern Usage*, in: *History and Theorie* 1, 1961, S. 129–149; *Warren I. Susman, History and the American Intellectual – Uses of a Usable Past*, in: *American Quarterly* 16, 1964, S. 243–263.

88 Vgl. zum letzteren bes. *Denis Tedlock, Oral History as Poetry*, in: R. Grele (Hrsg.), *Envelopes of Sound*, S. 90–127.

89 Vgl. den nächsten Abschnitt sowie Anm. 70 und 72.

90 Erst der Interviewer zwingt den Befragten, sich seiner Selbstverständlichkeiten durch anthropologische Verfremdung bewußt zu werden. Das Interview sei jedoch insofern wechselseitig relativ, als die Fragen des Interviewers als Reaktionen auf das Selbstverständnis des Interviewten formuliert würden, der wiederum seine Erfahrungen als eigene in Anpassung oder Abgrenzung gegenüber dem Interviewer bzw. dem hinter diesem vermuteten ideologischen Kontext äußere. Insofern aber die Erfahrung und Konzeption des Befragten den eigentlichen Gesprächsgegenstand ausmachten, sei das Interview durchaus eine selbständige Größe neben den fragend unternommenen Strukturierungsversuchen des Interviewers. (Grelle, *Surmisible Variety*, a. a. O., S. 289 f.).

91 In Anlehnung an Althusser formuliert Grele (ebda., S. 290): »Wenn richtig gelesen, enthüllen [die Interviews] uns verborgene Gesprächsebenen – die aufzusuchen das Ziel des »symptomatischen Lesens« ist. Werden sie immer wieder gelesen oder besser noch abgehört, und zwar nicht nur nach Tatsachen und Stellungnahmen, sondern auch [. . .] nach Einblicken und Versehen, nach der Verbindung von Vision und Gesichtspunktlosigkeit, und besonders nach Antworten und Fragen, die gar nicht gestellt wurden – dann sollten wir fähig werden, die Problematik zu isolieren und zu beschreiben, aus der sich das besondere Interview, das wir analysieren, speist.«

des Denkens« zu studieren, wie das offene narrative Interview im Bereich von Oral History und Sozialanthropologie⁹².

d) *Der Interviewer*

In der Demoskopie soll ein guter Interviewer weder mit der Anlage noch der Auswertung des Projektes befaßt und kein Fachmann auf dem Gebiet des Interviewgegenstands sein, damit er sich auf die Abfragung der Informationen konzentriert und weder die Befragten bekehren noch das Projekt weiterentwickeln will. Er soll nicht mehr als zehn Gespräche mit demselben Fragebogen führen, damit seine Aufnahmefähigkeit nicht abstumpft. Er soll keine persönlichen Beziehungen zum Befragten haben oder anstreben, damit das Gespräch von emotionalen Verzerrungsmomenten frei bleibt. All diese Regeln dienen der Vergleichbarkeit standardisierter Interviews: Es geht um die Quantifizierbarkeit der Ergebnisse, nicht um die Maximierung der einzelnen Erkenntnis⁹³. Mit diesen Regeln würde man wohl kaum ein diachrones Interviewprojekt zum Erfolg führen können. Selbst bei der Befragung von Stichproben, die dasselbe quantifizierende Ziel haben, sind bei Oral History wesentlich größere Kommunikationsbarrieren zu überwinden und schwierigere Leistungen zu provozieren als in der Demoskopie; deshalb wird der Interviewer eine aktivere Rolle spielen, im Gespräch seine Fragen dem Gesprächspartner anpassen und um Vertrauen werben müssen.

Da damit ohnehin wesentliche Normen standardisierter Befragungen verletzt werden, ist sozusagen kontrapunktisch das offene narrative Interview mit dem Ziel der Beihilfe zur autobiografischen Selbstdarstellung zum Leitbild aller Oral History geworden, und es braucht einen ganz anderen Interviewer: flexibel und mit dem Lebensweg des Befragten vertraut, von ihm persönlich als Konfident akzeptiert und am Aufbau eines persönlichen Vertrauensverhältnisses orientiert – und meist für Anlage und Durchführung der Oral History als einzelner verantwortlich. Er verbindet eher die Rollen des Wissenschaftlers, des Reporters, des Sekretärs und des Beichtvaters, als daß er dem Vorbild des klassischen Interviewers der Umfrageforschung entspreche. Allerdings ist auch seine Rolle im Verhältnis zum Befragten eine eher passive; die Leitfunktion übernimmt hier anstelle des Fragebogens im besten Fall die Erfahrung des Befragten selbst. Weil es vor allem auf die Herstellung eines produktiven Vertrauensverhältnisses und kritischer Unterstützung durch den Interviewer, also unwägbare Erfahrungsqualitäten ankommt, kann diese Aufgabe auch kaum gelehrt oder regelhaft beschrieben werden⁹⁴.

Die aktivste Rolle wird vom Oral-History-Interviewer dann erfordert, wenn er eine Gruppe beteiligter Zeugen zur Rekonstruktion eines Sachverhalts leiten soll. Zur Zeugenauswahl wie zur Gesprächsführung ist vorab eine intensive Kenntnis des Gegenstandes notwendig (intuitives, immanentes Fragegeschick nützt immer, aber ist weniger essentiell). Da der Informationshaushalt des Interviewers vielfach erst während der Gespräche richtig ausgebaut wird, ist die laufende Veränderung der Fragen und der Arbeitshypothesen des Projekts nicht nur nicht verboten, sondern ein unabdingbarer Teil seiner

92 Vgl. auch *Michael Frisch*, Oral History and Hard Times, in: Red Buffalo, No. 1 und 2, S. 217–231, bes. S. 229 f. Es handelt sich um einen vielzitierten Essay, der von einer Besprechung von Studs Terkel's Oral History der großen Depression »Hard Times« (1970) ausgeht.

93 Vgl. *Noelle*, S. 32 ff.

94 In der Oral-History-Literatur gibt es zwar eine Fülle unsystematischer Einzelhinweise, aber keine zusammenfassende »Lehre« des Interviews. Vgl. aber *Gould P. Colman*, Art of Interviewing, in: *ders.* (Hrsg.), The Third National Colloquium on Oral History 1968, New York 1969, S. 124–144; *C. T. Morrissey*, On Oral History Interviewing, a. a. O.; *Paul H. Gebhard*, Securing Sensitive Personal Information by Interviews, in: *Peter D. Olch/Forrest C. Pogue* (Hrsg.), Selections from the Fifth and Sixth National Colloquia on Oral History 1970–1971, New York 1972, S. 63–79; *Moss*, Manual, S. 41 ff.

Aufgabe. Ebenso wird er im Zuge der Interviews durch ein Schneeballsystem von Hinweisen und persönlichen Bürgschaften erst den Kreis seiner Auskunftspersonen finden bzw. erweitern. Das Interview ist im Gruppenprojekt nicht ein funktionierender Bestandteil in einem vorgeplanten arbeitsteiligen Ablauf, sondern Mit- oder Hauptträger eines Erkenntnisprozesses, der sich eher als Entwicklung oder Wachstum charakterisieren läßt.

Eine Gefahr eines solchen Prozesses liegt darin, daß er von der Nutzung der übrigen Überlieferung und von einer theoretischen Konzeption abgelöst wird; dann verselbständigt er sich leicht zur ex-post-journalistischen Recherche, in der Neugier und »human interest« den Interviewer in einen Abgrund irrelevanter Details saugen, gefüllt mit persönlichem Klatsch und Skandalenthüllungen im Westentaschenformat fürs Archiv. Oder der Interviewer verliert sich an seine Zeugen und produziert Bruchstücke von Schein-Autobiografien, die weder existentielle Erfahrung noch präzises Zeugnis erbringen und unverbunden, unstrukturiert und kaum auszuwerten sind⁹⁵. Aber es gibt auch die gegenteilige Gefahr, nämlich daß die Forschungshypothese und die schriftliche Überlieferung im Projekt derart überwiegen, daß das Interview seinen dokumentarischen Wert verliert und Oral History zur Einholung von Auskünften über ungenügend belegte Details degeneriert. Diese Versuchung ist gerade für den forschenden Historiker sehr groß. Jeder, der im Rahmen einer Untersuchung mit Zeugenaussagen gearbeitet hat, kennt die unerfreuliche Gesprächssituation, in welcher der Interviewer unter seiner speziellen Fragestellung nur noch eine zugespitzte Einzelninformation braucht und mit Ungeduld den Zeugen von seinen sonstigen Ausführungen wegzulocken versucht. In einem solchen historischen »Verhör« sind Tonband und Transkription, die ja Dokumente auch für künftige Dritte bewahren sollen und den Zeugen zu größerer Offizialität bewegen, verschwendet; hier würden einige Notizen des Forschers durchaus genügen. Die Schwierigkeit besteht also darin, Forschungs- und Dokumentationsvorhaben so einander zuzuordnen, daß das Forschungsprojekt für die bestmögliche sachliche Einarbeitung des Interviewers sorgt und zu relevanter Fragestellung und Auswahl verhilft, ohne die dokumentarischen Gespräche so zu verengen, daß nur noch Auskünfte für den speziellen Forschungsaspekt aufgenommen werden.

Auf die eigentliche Interview-Technik – Gesprächseröffnung, Zuordnung von offenen und geschlossenen Fragen, deren Formulierung und die Vermeidung der mannigfachen Möglichkeiten zur Beeinflussung des Befragten durch den Interviewer etc. – kann hier nicht eingegangen werden. Hier ist bei aller Verschiedenheit sicher für Oral History noch viel aus der weiteren Rezeption der verfeinerten Interview-Lehre der empirischen Sozialforschung zu lernen⁹⁶. Dies gilt wohl vor allem für das von Fritz Schütze beschriebene »narrative Interview in Interaktionsfeldstudien«⁹⁷, weil hier praktisch auf Oral History übertrag-

95 *Raphael Samuel* (Anm. 13), S. 18, hat diese – vielleicht für linke englische Sozialgeschichtler besonders präsenten – Gefahren sehr deutlich hervorgehoben, nämlich (a), daß sich der Historiker eines Urteils enthält und schließlich nur noch zum Sprachrohr seiner Belege wird, oder (b), daß er in einem kulturellen Ghetto landet, »with its own arcane subject matter and set of references, its unexplored assumptions, and a literary production which does not touch the wider dimensions of thought«.

96 Neben den zit. Werken von *A. L. Dexter*, von *A. V. Cicourel*, von *E. Noelle* und von *R. K. Merton* et al. vgl. vor allem *René König* (Hrsg.), *Das Interview*, Köln 1952 (7. Aufl. 1972); *Erwin K. Scheuch*, *Das Interview in der Sozialforschung*, in: *R. König* (Hrsg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*, Bd. 2, München 1973 (3. Aufl.), S. 66–190 (mit ausführlicher Auswahlbibliographie) sowie *Raymond L. Gordon*, *Interviewing – Strategy, Techniques, and Tactics*, Homewood, Ill., 1969; *William H. Banaka*, *Training in Depth Interviewing*, New York 1970; *Harold Garfinkel*, *Studies in Ethnomethodology*, Englewood-Cliffs, N. J., 1967.

97 Wie Anm. 73.

bare Maßgaben zur Generierung von Erzählungen, zur Vermeidung des Eindrucks eines »Verhörs« und zur stimulierenden Passivität des Interviewers gegeben werden – in der Tat empfiehlt Schütze die Verwendung von zwei Interviewern, damit deren Konkurrenz sie vor einem Ausbrechen in eine aktive und damit die Erzählung behindernde oder verfälschende Rolle bewahrt. Die Aufarbeitung solcher Erfahrungen eignet sich zur Erhöhung des methodischen Problembewußtseins der Interviewer⁹⁸. Aber dabei wird auch deutlich, daß sich das narrative Interview gerade durch die hohe Flexibilität des Interviewers und seine Einbeziehung in den Forschungszusammenhang, nicht aber durch Regelmäßigkeit und Vorstrukturierung auszeichnet. Diesem Interviewer ist mit festen Fragekatalogen selten gedient; vielmehr muß er anhand einer bloßen Liste zu berührender Gegenstände den Ablauf des Gesprächs und seinen Anteil an ihm aus der Situation frei gestalten, weil er anders den Befragten in der Hervorbringung seiner Erzählungen stören würde.

4. KONTROVERSEN IN USA

Ein Teil der eben entwickelten Probleme ist auch in Kontroversen unter den Oral-History-Spezialisten in USA eingegangen; soweit sie mehr technischen Charakter hatten, wurden sie z. T. sehr explizit geführt, im übrigen fanden die Standpunkte eher organisatorischen Ausdruck, wurden aber im Gespräch mit den Exponenten deutlich. Diese Auseinandersetzungen, die um den Gebrauchswert und das Erkenntnisinteresse von Oral History kreisen, seien hier in ihren Grundpositionen gekennzeichnet.

a) *Orale Dokumente oder edierte Transkripte?*

Aus der Frühphase der amerikanischen Oral History, als man noch mit Stenogramm oder unhandlichen Tonträgern arbeiten mußte, stammt die in den meisten Projekten vorgenommene Abschrift des Interviews und ihre Edition als buchähnliches Manuskript. Dieses sog. *processing*⁹⁹ des Interviews ist zu einer ausgefeilten Kunst geworden, aber sowohl teuer als auch methodisch umstritten, weil es den Quellencharakter des Gesprächs verändert. Dafür, daß fast alle größeren Oral-History-Institute bei der Transkription geblieben sind, gibt es forschungsgeschichtliche und praktische Gründe. In der Pionierzeit bestand Interesse daran, dem Geldgeber ein repräsentatives Produkt vorlegen zu können, das auch von den an schriftlichen Quellen geschulten Historikern benutzt würde. Zugleich wünschten die – in den ersten Jahren meist den Eliten zugehörigen – Befragten die Möglichkeit, auf diesen ihren Beitrag zur Geschichte noch einmal mit mehr Zeit und Vorsicht einwirken zu können, als dies in der Gesprächssituation möglich war. Wurde aber einmal mit dem Abschreiben der Tonbänder begonnen, so erwies sich sehr schnell, daß die Schriftform auch Veränderungen im Sprachduktus (Eliminierung von Füllwörtern, falschen Anfängen etc.) nahelegte und daß viele Angaben in den Gesprächen offensichtlich unrichtig oder erklärungsbedürftig waren. Aus dieser Entwicklung hat sich wiederum ergeben, daß Historiker gewohnte schriftliche Dokumente in den Oral-History-Archiven vorfanden und sich nicht in den Gebrauch oraler Materialien (dem Hantieren mit Tonbändern etc.) einüben mußten. Insofern versichern auch alle Oral-History-Institute, daß

⁹⁸ Daraus haben auch die Oral-History-Ausbildungskurse in USA (z. B. an Columbia, Fullerton State und Duke Universities) den Schluß gezogen, daß die Fähigkeit zum Interviewen nicht in theoretischen Trockenkursen gelernt werden könne, sondern allein durch die laufende Kritik und Reflexion praktischer Versuche.

⁹⁹ Moss, *Manual*, S. 46–60; Curtiss/Shumway/Stephenson, *Guide*, S. 71–77; W. K. Baum, *Transcribing and Editing Oral History*, Nashville 1977. Vgl. auch K. Ehlich/B. Switalla, *Transkriptionssysteme – Eine exemplarische Übersicht*, in: *Studium der Linguistik* 2, 1976, S. 78–105.

sie so gut wie ausschließlich nach Transkripten gefragt werden, während niemand die überwiegend ebenfalls aufbewahrten Tonbänder zu hören wünscht. Das Transkript läßt sich schnell diagonal lesen, ist oft durch einen Index erschlossen und liegt in einer sprachlich und sachlich bereinigten Form vor¹⁰⁰.

Der Widerstand gegen die Transkription oder zumindest gegen bestimmte Teile des Processing kam aus zwei Motiven, Geldmangel und dem Wunsch, die Authentizität des Endprodukts zu steigern¹⁰¹. Gerade bei autobiografischen Eliteninterviews beschränken sich die Kosten bis zum Tonband auf die Einarbeitung des Interviewers, ein paar Kassetten und ggf. Reisekosten; die finanzielle Belastung beginnt erst richtig mit der Transkription, der Redaktion, der Erschließung und dem erneuten ein- oder zweimaligen Abtippen. Da autobiografische Interviews in aller Regel auch sehr redundant sind, stehen die Verschönerungskosten oft in keinem Verhältnis zum Gebrauchswert und werden zum Teil auch nur durch die tatsächliche oder unterstellte Eitelkeit der interviewten Person anfallen. Ein erster Schritt betraf insofern bei einigen Projekten (wie Columbia) die Einsparung der letzten Abschrift, so daß die edierte Version vom »Autor« nur noch mit Tinte korrigiert werden konnte, wobei zwar eine Fassung letzter Hand entstand, die ursprüngliche aber für den Leser unter den Streichungen noch erkennbar ist. Große amtliche wie auch einige mehr geschäftsmäßig betriebene Projekte glauben, sich solche Sparsamkeit aber nicht leisten zu können. Auch variiert der Arbeitsaufwand für die Redaktion und Erschließung beträchtlich. Schließlich wird z. T. mit so guten Transkriptoren gearbeitet, daß sogleich eine lesbare Form entsteht und – bei nur geringer Redaktion – auf weitere Abschriften verzichtet werden kann. Die Beschränkung auf solche reine Transkriptionen, die sowohl den Quellencharakter als auch das Budget schonen, ist

100 In seiner vollendeten Form umfaßt das Processing folgende Arbeitsschritte: Die Tonbandkassette wird zur Sicherung auf ein Langtonband überspielt. Von einer speziell qualifizierten Schreibkraft (Vermögen des Einhörens in eine schlechte Tonqualität, in die Gesprächssituation und in den jeweiligen Spezialjargon) wird dann ein Typoskript hergestellt, das dem gesprochenen Wortlaut möglichst genau entsprechen soll. Der Interviewer oder ein spezieller Redakteur gehen das Typoskript auf Fehler durch, glätten seine sprachliche Form, ohne nach Möglichkeit die Stileigentümlichkeiten und die Gesprächsatmosphäre zu tilgen, ergänzen Abgekürztes und berichtigen offensichtlich falsche Angaben. Darüber hinaus erklären sie durch Fußnoten, Klammern o. ä. Vorgänge und Angaben, die einem durchschnittlichen Leser unbekannt sein dürften. Meist hat dann das ursprüngliche Typoskript eine Gestalt angenommen, daß es erneut abgeschrieben werden muß, um dem Interviewten zur Autorkorrektur vorgelegt werden zu können. Dieser ist gehalten, den Entstehungscharakter des Interviews nicht zu verfälschen, aber frei in seinen Korrekturen. Viele ändern gar nichts oder nur ein paar Worte, wo sie meinen, sich nicht schön oder unpräzise oder auch zu freimütig oder unbesonnen ausgedrückt zu haben; andere erschrecken, wenn sie ihr gesprochenes Wort lesen und greifen tief in die Textgestalt ein, wollen das Gespräch in einen Aufsatz umformen, es systematisch umgliedern, fügen ganze Passagen hinzu, an die sie sich erst später erinnert haben, oder streichen Partien, zu denen sie bei genauerem Hinsehen doch nicht stehen wollen; im Extremfall verweigern sie die Herausgabe der Transkripte oder sperren ihren Gebrauch für die Forschung (etwa wegen enthaltener Geheiminformationen oder wegen Äußerungen über lebende Personen) für eine bestimmte Zeit oder bis zu ihrem Tod. Der Freimut des Interviewten in den Eliteninterviews hängt zu einem Großteil davon ab, daß sich die interviewende Institution den Ruf absoluter Loyalität gegenüber den Auflagen des »Autors« erworben hat. Zuweilen schiebt sich noch eine längere Phase von schriftlichen oder persönlichen Diskussionen ein, in der versucht wird, den »Autor« von unsinnigen Streichungen oder Auflagen wieder abzubringen. In der Regel wird nach »Autorkorrektur« das Transkript noch einmal und jetzt in repräsentativer Form getippt, mit einem Titel, einem Personen- und/oder Sachindex versehen, z. T. wird eine Einführung zur Gesprächssituation oder zur Sache hinzugefügt, zuweilen kommen auch Anlagen hinzu, die der »Autor« zugänglich gemacht hat, wie Fotografien, Kopien von Briefen, Urkunden oder Zeitungsartikeln. Das Ergebnis wird fast immer gebunden.

101 Zur Abwägung des Für und Wider in der Praxis vgl. *Baum*, Local Historical Society, S. 52–56; zu den derzeitigen Trends *William Moss*, The Future of Oral History, in: *The Oral History Review* 1975, S. 5–15.

besonders bei sozial- und lokalgeschichtlichen Oral-History-Projekten häufig. Neben diesen praktischen Gründen gibt es aber auch einen grundsätzlichen Widerspruch gegen die schriftliche Aufbereitung der Interviews, insofern dadurch überhaupt die mediale Qualität verfälscht, Flair durch Finish ersetzt und ganze Auswertungszweige wegpoliert werden. Da sich das Transkript wie ein Buch ausnimmt, begünstigt es das Mißverständnis vieler Historiker, sie könnten es auf der Jagd nach Fakten durchfliegen; tatsächlich liegt sein Hauptwert aber häufig in Unwägbarkeiten des Gesamteindrucks, so daß das einzelne entnommene Faktum einerseits die Hauptinformation des Interviews beiseite läßt, andererseits sich vielleicht bei genauerer Analyse des gesamten Gesprächs leicht als unzuverlässig erkennen ließe. Das Processing fördert aber nicht nur die Beschränktheit naiver Historiker, sondern es schränkt auch weniger naive Auswertungsmöglichkeiten ein, z. B. psychologische, linguistische. Dies hat mittlerweile allenthalben dazu geführt, daß die Tonbänder aufbewahrt werden, um sich für künftige Auswertungen jenseits der Transkripte offenzuhalten. In Einzelfällen, z. B. in Kanada¹⁰², wird das diachrone Interview auch strikt als Tondokument betrachtet, seine Transkription grundsätzlich vermieden und eine Erschließung über Inhaltsangaben und Tonbandindexe versucht; in diesen Fällen wird der Gebrauchswert vor allem in der Verwertung der Tondokumente im Rundfunk oder in audiovisuellen Lehrmaterialien gesehen.

Wer diesen Standpunkt konsequent verfolgt, steht jedoch vor zwei praktischen Problemen. Auf der einen Seite werden viele prominentere Interviewte eine freimütige und produktive Mitwirkung versagen, wenn kein schriftliches Endprodukt, das sie noch einmal zensieren und ergänzen können, herauskommt. Auf der anderen Seite sind Historiker in aller Regel an die Auswertung von Tondokumenten nicht gewöhnt, deren Handhabung außerdem sehr viel schwieriger und vor allem zeitraubender als die Lektüre schriftlicher Quellen ist. Insofern würde ggf. die Benutzung der neuen Quellenart zurückgehen bzw. professionalisiert werden müssen. Im übrigen ist auch die Haltbarkeit der Tonträger noch nicht über allen Zweifel erhaben.

Im Ergebnis erschiene es optimal, sowohl Historiker vermehrt zur Auswertung der ursprünglichen Tondokumente auszubilden und anzuregen, als ihnen auch die arbeits-erleichternden Serviceleistungen des Transkribierens und Erschließens zu erbringen. Wo dies auf finanzielle Schranken stößt, sollten Abstriche vor allem beim Processing erfolgen, da es zum Teil ohnehin ebensoviel verschüttet, wie es ergänzt und erschließt. Ein Rohtranskript (evtl. mit ergänzenden Stellungnahmen des Interviewten) und eine Indexierung aber sind in jedem Fall hilfreich.

b) *Folklore oder Elitelore?*

Eine zweite Kontroverse geht nicht auf immanente Probleme der Oral History zurück, sondern bezeichnet allgemeine historiographische Frontlinien, wie sie sich seit den 60er Jahren aus den politischen und Generationsauseinandersetzungen in USA ergeben und auch Oral History geprägt haben. Im Unterschied zu dem in Deutschland in diesem Rahmen bekanntesten Teilkonflikt um die revisionistische Schule unter den Historikern der amerikanischen Außenpolitik geht es dabei nicht um eine Umwertung bei weitgehend gleichbleibender diplomatiegeschichtlicher Methodik, sondern um ein verändertes Erkenntnisinteresse mit weitreichenden methodischen Konsequenzen. Mit der Entwicklung der Neuen Linken verband sich ein wachsendes Interesse in der amerikanischen Geschichtswissenschaft an den Erfahrungen des gemeinen Mannes, d. h. all jener sog. Minderheiten, die zusammengenommen die Mehrheit der Amerikaner ausmachen: die Schwarzen und

¹⁰² Vgl. die Zusammenstellung: Oral History and Sound Archives in Canada, in: *The Canadian Archivist* 2, 1971, S. 52-70; *Leo La Clare*, Oral History in Canada – An Overview, in: *The Oral History Review* 1973, S. 87-91.

die Indianer, die Puerto-Ricaner, die Polen, die Italiener, die Ostasiaten, Juden, Deutschen, Skandinavier, die Subkulturen der Armen, der Drogenabhängigen, der Studenten, der mexikanischen Gastarbeiter, der Hinterwäldler (z. B. in den Appalachen) und nicht zuletzt der »Frauen«, wobei offenbar nicht die auch in USA weibliche Bevölkerungsmehrheit, sondern die vielfältigen mit der Women's-lib-Bewegung verbundenen Gruppierungen gemeint sind. Verdrängtes und Vergessenes wurde attraktiv: die entwurzelten Kleinbauern der Weltwirtschaftskrise und die Bergarbeiter Westvirginias, die in der McCarthy-Ära verfeimten liberalen Intellektuellen und die schon zuvor weitgehend aus der Arbeiterbewegung verdrängten sozialistischen und kommunistischen Kader, die jiddische Mama und die Familienstruktur ehemaliger Sklaven, die Bedeutung und die Managementstruktur bäuerlicher Familienbetriebe und die produktive Erwerbslosenfürsorge für Künstler in der Zeit des New Deal. Zu all diesen Gegenständen und vielen vergleichbaren hat es sozialgeschichtliche Untersuchungen gegeben, die zumindest teilweise Oral-History-Material zugrundelegten¹⁰³. Denn das diachrone Interview erschien als das gegebene Instrument, die Quellendefizite solcher vernachlässigter Geschichtsbereiche auszugleichen. Die neue Schule fühlte sich als Anwalt alternativer Volkstraditionen gegen die von Vietnam, Watergate und die vorgelebte Erfolgsmoral kompromittierte Führungsschicht. Die ältere Oral History, die die Erfahrung bedeutender Amerikaner konservieren wollte, mußte geradezu als pointiertes Beispiel einer Hofhistorie dieser Führungsschicht erscheinen.

Sie wurde als »elitist« angegriffen, alles andere solidarisierte sich unter der Integrationsformel des »non-elitist«. Den »Elitären« wurde Geschäftemacherei mit redundanten Selbstbeweihräucherungen einer perspektiv- und selbstkritiklosen Führungsschicht vorgeworfen, den Nichtelitären Radikalismus, methodische Schludrigkeit und die Umdeutung romantisierter Sackgassen in einen Zukunftsboulevard.

Zwischen den Lagern sind vermittelnde Stimmen laut geworden. Alice Hoffman, die in Philadelphia das größte Oral-History-Projekt im Bereich der Gewerkschaften koordiniert, selbst aus der Arbeiterbewegung kommt und 1976 der Oral History Association vorstand, fragte scheinbar naiv »Who Are the Elite, and What Is a Non-Elitist«¹⁰⁴? Wegen ihrer Arbeit mit Stahlarbeitern und Gewerkschaftsfunktionären habe sie sich in den letzten Jahren plötzlich in den Kreis der Anti-Elitären aufgenommen gefunden. Aber sie selbst sei etwas stutzig über diesen Ruf geworden, als sie Gewerkschaftsfunktionäre interviewt habe, die gerade von einem längeren Gespräch mit dem Präsidenten der USA gekommen seien und die vor dreißig Jahren dieselben Berufe ausgeübt hätten und denselben Lebensumständen unterworfen gewesen seien wie andere Kollegen, die noch immer am Hochofen standen, als sie sie um ein Gespräch gebeten habe. Sie wies mit anderen Worten auf die innere Mobilität in den Subkulturen und auf die relative Integration ihrer jeweiligen Führer in das allgemeine politische und soziale System der USA hin und plädierte für pluralistische Vielfalt. Freilich praktiziert sie in ihrem Gewerkschaftsprojekt genau jene Techniken der Autobiografie und des Processing, die in den älteren Eliteninterviews der Columbia-Schule entwickelt wurden.

Auch die meisten lokal- und sozialgeschichtlichen »Minderheiten«-Projekte praktizieren die Techniken des Eliteninterviews, übersetzt auf die Elite der Erfahrenen und Mitteilungsfähigen eines Dorfes, eines Slums, eines Betriebes, einer beruflichen oder ethnischen Gruppe oder einer informell organisierten Basisbewegung¹⁰⁵.

103 Für Hinweise vgl. oben Anm. 37–48.

104 Wie Anm. 49.

105 Charakteristisch für die Argumentation hier sind sicher *A. und S. Lynd*, Rank and File, S. 6: »It may be said, the individuals in this book were not typical. True, the individuals in our collection were organizers. They were leaders. They had radical ideas. But precisely be-

Freilich sollte man die Harmonisierung der Gegensätze nicht bis zur völligen Verwischung der Unterschiede weitertreiben. Die Minderheiten-Oral-History ist ja nicht nur von einem anderen forschungspolitischen Impetus getrieben, sondern ihre Zeugen werden auch in einer anderen Rolle gefragt. Sie stehen nicht primär für sich selbst und für die von ihnen verantworteten oder mitgetragenen Entscheidungen, sondern als teilnehmende Beobachter für einen kollektiven Erfahrungsraum, soweit er sich in ihren Lebensgeschichten reflektiert. Im echten Eliteninterview sieht der Handelnde sich selbst und schafft Quellen für eine individualisierende Geschichtsbetrachtung von oben; die sozialgeschichtlichen Zeugen aber sind Beispiele für die Bedingungen »at the receiving end«, wie sich der Einzelne in diesen Bedingungen zurechtfindet und versucht, dem Leiden an der Gesellschaft auszuweichen; er schafft Quellen für eine Geschichtsbetrachtung von unten, individuelle Zeugnisse kollektiver Lebenswirklichkeiten¹⁰⁶.

Auch diese Unterscheidung ist indessen nicht problemlos. Einwenden ließe sich etwa die Erfahrung aus »Unterschichten«- und Minderheiteninterviews, daß es oft schwierig ist, die individuellen Versuche zur Überwindung oder Umgehung der kollektiven Strukturbedingungen von diesen selbst zu unterscheiden. Ein Effekt sozialgeschichtlicher Oral History ist ja sicher die lebensgeschichtliche Enttypisierung abstrakter Erwartungen klassenspezifischer Regelmäßigkeiten, und es bedarf genauer vergleichender Bemühungen, um jenseits der Individualisierung auf neuer Ebene das Gemeinsame – z. B. im Scheitern der Durchbruchversuche oder in der Entlassung aus den Loyalitäten einer Subkultur – zu entdecken. Tatsächlich kam ein Einwand jedoch aus der anderen Ecke: Auch die gesamtgesellschaftliche, politische Elite ist weniger individuell, als die einzelne Autobiografie glauben machen möchte. Aus einem gewissen Abstand ist das offenbar leichter erkennbar: James W. Wilkie und Edna Monzón de Wilkie vom Lateinamerikazentrum der UCLA haben viele Jahre lang autobiografische Interviews mit politischen Führern Lateinamerikas durchgeführt und sind dabei auf Regelmäßigkeiten im Karrieremuster, der sozialen Herkunft, der Selbsteinschätzung und der ideologischen Ausrichtung gestoßen. Auf einem Folklorekongreß 1967 hat Wilkie für die durch Oral History sich erschließenden Untersuchungsmöglichkeiten zuerst den Begriff »Elitelore«¹⁰⁷ geprägt, eine Elitenkunde, die durch die Einbeziehung der subjektiven Erfahrungsdimension über die in der Soziologie üblichen Analysen zur Zirkulation, zu den Einstellungen und Attituden der Eliten qualitativ hinausweist. Auch hier steht die Oral-History-Autobiografie nicht mehr primär für sich selbst, sondern bietet sich dar als Variante eines Kollektivs und der es bedingenden Strukturen. Soweit ich sehe, ist der prosopografische Ansatz von »Elitelore« bisher noch nicht auf die reiche Oral-History-Überlieferung zur Biografie inneramerikanischer Eliten übertragen worden; hier könnten sich für vom ursprünglichen Dokumentationsinteresse völlig abstrahierende Sekundäranalysen interessante Möglichkeiten ergeben.

cause they did not start out as organizers or leaders or radicals, their accounts throw light on what has been experienced or may be experienced with variations by a much larger number of people.«

106 Vgl. die Diskussion über Oral History und Volkskunde zwischen R. M. Dorson, W. L. Montell, H. Glassie und W. Joey in: *Olch/Pogue* (Hrsg.), *Selections*, S. 40–62.

107 James W. Wilkie, *Postulates of the Oral History Center for Latin America*, in: *Journal of Library History* 2, 1967, S. 45–54; *ders.*, *Alternative views in history – historical statistics and oral history*, in: *Richard E. Greenleaf/Michael C. Meyer* (Hrsg.), *Research in Mexican History*, Lincoln, Ne., 1973, S. 49–62; und bes. *ders.*, *Elitelore* (heft., 87 S., Vol. 22 der *Latin American Studies* der UCLA), Los Angeles 1973. Ein Fragebogenbeispiel in *ders./Edna Monzón de Wilkie*, *Dimensions of Elitelore – an Oral History Questionnaire*, in: *Journal of Latin America Lore* 1, 1975, S. 60–85; biographische Dokumentationsbeispiele in *dies.*, *Mexico Visto en el Siglo XX*, Mexico 1969.

c) *Instrument von Forschungsprojekten oder archivalische Aufgabe?*

Die dritte Kontroverse stellt sich vor allem in organisatorischer Form dar, nämlich ob Oral History eher ein produktiver Zweig des Archivwesens oder ein mit archivalischen Nebenaspekten versehenes Instrument im Rahmen umfassenderer Forschungsvorhaben sein solle. Die Option hat methodische Konsequenzen. Fast alle größeren Oral-History-Kollektionen in USA werden nicht nur von Archiven oder Forschungsbibliotheken verwaltet, sondern sind auch in ihrem Rahmen zustande gekommen. In den Universitäten ressortieren die Oral-History-Stäbe gewöhnlich nicht in den historischen Departments, sondern bei den Special Collections der Universitätsbibliotheken – eine der wenigen größeren Ausnahmen ist das Projekt in Fullerton, Ca., wo Oral History vor allem auch als eine geschichtsdidaktische Methode verstanden und gelehrt wird. Entsprechend ihrer archivalischen Verortung ist es das Ziel der meisten Oral-History-Projekte, Erinnerungsquellen für den Gebrauch künftiger Generationen herzustellen, deren Erkenntnisinteresse noch unbekannt ist. Deshalb verbieten sich die Projekte auch meist, unter den Aussagen eines Befragten nach irgendwelchen Kriterien eine Auswahl zu treffen; statt dessen legen sie alles Gewicht auf Authentizität, d. h. möglichst weitgehende Selbstverantwortung des Befragten als Autor seiner Story¹⁰⁸. Je weniger aktuelle Forschungsinteressen in das Gespräch hineingetragen würden, desto mehr werde das Transkript auch für künftige, heute noch gar nicht vorstellbare Auswertungsinteressen offen sein und Ansatzpunkte für eine immanente Quellenkritik bieten.

¹⁰⁸ Instruktiv dafür ist der Code, den sich die OHA gegeben hat (OHA Newsletter 3, 1969, Nr. 1, S. 4):

ORAL HISTORY ASSOCIATION, Goals and Guidelines. The Oral History Association recognizes Oral History for what it is – a method of gathering a body of historical information in oral form usually on tape. Because the scholarly community is involved in both the production and use of oral history, the Association recognizes an opportunity and an obligation on the part of all concerned to make this type of historical source as authentic and as useful as possible.

Guidelines for the Interviewee:

1. The person who is interviewed should be selected carefully and his wishes must govern the conduct of the interview.
2. Before undertaking a taped interview for the purpose stated above the interviewee (or narrator) should be clear in his mind regarding mutual rights with respect to tapes and transcripts made from them. This includes such things as: seal privileges, literary rights, prior use, fiduciary relationships, and the right to determine whether the tape is to be disposed of or preserved.
3. It is important that the interviewee fully understands the project, and that in view of costs and effort involved he assumes a willingness to give useful information on the subject being pursued.

Guidelines for the Interviewers:

1. It should be the objective of the interviewer to gather information that will be of scholarly usefulness in the present and the future. The interviewer who is collecting oral history materials for his own individual research should always bear in mind this broader objective.
2. In order to obtain a tape of maximum worth as a historical document, it is incumbent upon the interviewer to be thoroughly grounded in the background and experiences of the person being interviewed, and, where appropriate and if at all feasible, to review the papers of the interviewee before conducting the interview. In conducting the interview an effort should be made to provide enough information to the interviewee to assist his recall.
3. It is important that all interviews be conducted in a spirit of objectivity and scholarly integrity and in accordance with stipulations agreed upon.

Guidelines for Sponsoring Institutions:

1. Subject to meeting the conditions as prescribed by interviewees, it will be the obligation of sponsoring institutions to prepare easily usable tapes and/or accurate typed transcriptions, and properly to identify, index, and preserve such oral history records for use by the scholarly community, and to state clearly the provisions that govern their use.

Auf der anderen Seite gibt es zunehmend Stimmen vor allem (aber nicht nur) von Sozialhistorikern, die unter praktischen und methodischen Gesichtspunkten dafür plädieren, Oral History nur als eine unter mehreren Dokumentationstechniken im Rahmen laufender Forschungsvorhaben zu betreiben¹⁰⁹. An praktischen Gründen gibt es vor allem zwei: Die hohen Kosten des Oral-History-Processing sind oft verschwendet, wenn archivalische Forschung Überrestquellen freilegen kann, die präziser, umfassender und kostengünstiger informieren als parallele Erinnerungen; deshalb sollte die Nachfrage bei Zeugen auf jene Aspekte konzentriert werden, die anderweitig nicht dokumentiert sind. Nur ein Forschungsprojekt – das ist der zweite Grund – informiert auf rationelle Weise seine Mitarbeiter hinreichend über die sachlichen Probleme und den Überlieferungsstand, um im Interview dem Befragten Assoziationshilfe leisten, seine Erinnerung auf das Undokumentierte konzentrieren und seine Aussagen kontrollieren zu können. Zugleich beschränkt das Projekt die potentiell unendliche Erinnerung eines Befragten auf bestimmte Gegenstände bzw. Gegenstandsaspekte, vermag aber innerhalb dieser Bereiche mehr und präzisere Zeugnisse zu evozieren als bloße, durch Erfahrung stimulierte Erinnerung.

In einem Forschungsprojekt ist zugleich ein weiterer methodischer Gewinn institutionalisiert, nämlich die Besinnung auf die Auswertungsmöglichkeiten diachroner Interviews. Auch die archivalische Produktion von Oral History hat die Zeit hinter sich gelassen, wo die Prioritätenlisten der Interviews nach der Senilität bekannter Persönlichkeiten geordnet war. Auch sie faßt heute meist zur Rationalisierung der Interviewvorbereitung und zur Erschließung geeigneter Finanziers ihre Einzelvorhaben zu gegenstandsbezogenen Befragungsprojekten zusammen. Sie zeichnet sich aber dadurch aus, daß sie Dokumentation und Auswertung trennt, die letztere auf künftige Dritte verlagert und aus deren noch unbekanntem Fragestellungen den Verzicht auf eigene herleitet. Hinter dieser Offenheit und technischen Strenge mögen sich aber auch die naive Annahme, unbewußte Selektionsmechanismen seien weniger wirksam als bewußte, und auch eine fundamentale Ratlosigkeit verbergen, wozu ein Berg künstlicher narrativer Quellen in einer Phase zunehmend analytischer Historiografie eigentlich nütze sei. Diese Verlegenheit der Dokumentare setzen Historiker z. T. noch fort und verlagern sie auf den Leser, indem man einfach »interessante« Interviewausschnitte zu publizierten Dokumentationen zusammenordnet und die Zeugen für sich sprechen läßt, anstatt die Auswahlkriterien offenzulegen, zu begründen und einer empirischen Bewährungsprobe auszusetzen¹¹⁰. Im Forschungsprojekt wird man hingegen von vornherein darauf achten, daß die Interviews mehr erbringen als Material für Textmontagen, oder dort, wo nur Illustrationen gefragt sind, diese zielgerichteter und damit billiger produzieren.

Wenn es eines der Hauptprobleme der Zeitgeschichte ist, unübersehbare Quellenberge nach wenigen Indikatoren durchzusieben und redundantes Material zu kondensieren, so ist es sicher ratsam, in dem einen Fall, in dem der Historiker Einfluß auf die Entstehung der Quellen hat, diesen zur Vorbereitung späterer Kondensierungsprozesse – insbesondere Quantifikation – zu nutzen. In einem Projekt können quer durch alle Gespräche hindurch quantifizierungsfähige Fragebatterien einem sonst offenen oder nur lose strukturierten Erfahrungsinterview nachgeschaltet werden; in vielen Fällen können dem Befragten Alternativen oder Skalen vorgegeben werden. Es entstehen dann vergleich- und kodier-

109 Hierin waren sich mittlerweile Sozialhistoriker wie Larry Goodwyn (Duke University), ein militärhistorischer Biograf wie Forrest C. Pogue (Marshall Library) und solche Archivare wie Peter Olch und James Fink, die Oral History und Manuskripte zu betreuen haben, im Gespräch mit dem Verfasser einig – die letzten drei ehemalige OHA-Präsidenten.

110 Vgl. Anm. 95. Ein unter amerikanischen Oral Historians und anderen Historikern besonders unrühmliches Beispiel einer sorglos und effektheischend zusammengestellten Textmontage ist *Merle Miller, Plain Speaking. An Oral Biography of Harry S. Truman*, New York 1974.

bare Antworten, d. h. Aussagen einer Gruppe lassen sich wenigstens teilweise numerisch reduzieren und korrelieren.

Auf der anderen Seite hat die Erarbeitung von Oral History im Rahmen allgemeiner historischer Forschungsprojekte auch Nachteile gegenüber einer kontinuierlichen archivischen Produktion. Denn in deren Rahmen kann sich mehr technischer Sachverstand beim Interviewen und Processing entwickeln. In den Archiven können auch Aussagen solcher Befragter, die zunächst noch nicht an die Öffentlichkeit gehen wollen, aufgenommen und aufbewahrt werden. Hier geht überhaupt die Überlieferung nicht verloren oder ist unauffindbar oder unbenutzbar, die Materialien werden nicht zu sehr aufgesplittert, sie zerfasern sich nicht in ad-hoc- und Spezialterminologien, sondern werden auf einer der Umgangssprache nahen Ebene gehalten, die die Erstellung eines Index für größere Bestände erleichtert, während eine zusammenfassende Tiefenerschließung zahlreicher, aus Forschungsprojekten hervorgegangener Spezialbestände beinahe unmöglich sein dürfte¹¹¹. Es liegt deshalb nahe, daß künftig beide Formen der Oral-History-Produktion näher aneinander heranrücken. Zentralisierung des technischen Sachverstands und der Erschließung muß die dezentrale – durch Beratung und Verabredung mit den kontinuierlichen Spezialinstitutionen verbundene – Anlage und Durchführung von Befragungsprojekten im Rahmen von Forschungsprojekten keineswegs ausschließen.

Gibt es aber einen bleibenden Bedarf für eine institutionalisierte Oral History? Bei aller gebotenen Zurückhaltung wird man dies für die zeitgeschichtliche Politikforschung eindeutig bejahen können.

Die besondere Dringlichkeit sozialgeschichtlicher Oral-History-Erhebungen für ein Übergangsphänomen zu halten, ist aber sicher nicht ganz unberechtigt. Denn es kann kein Zweifel bestehen, daß in den letzten Jahrzehnten in einem früher unbekanntem Maß subjektive Quellen für die Erfahrungen und Einstellungen breiter Bevölkerungsschichten und Subkulturen entstanden sind und künftige Historiker in den Datenbanken der empirischen Sozialforschung, in den Protokollen von Psychologen, Sozialstationen, in Rundfunk- und Fernseharchiven etc. erwarten. Derzeit bietet Oral History also hauptsächlich die Möglichkeit, über das Gedächtnis der älteren Generation ähnliche Dimensionen für eine frühere Phase zu erschließen, die bei uns vom Kaiserreich bis zur Ära Adenauer reicht. Angesichts ihrer institutionalisierten Praxisanbindung (z. B. an Markt- und Meinungsforschung) erscheint es als höchst unwahrscheinlich, daß sich die empirische Sozialforschung in hinreichendem Umfang dieser Aufgabe annähme. Auf lange Sicht dürfte sich das Bedürfnis der Historiker, die Erfahrungslücke durch Erinnerungsquellen zu schließen, zwar wieder etwas reduzieren, aber schwerlich ganz wegfallen: Dafür werden schon die praktischen Entstehungszusammenhänge der erwähnten subjektiven Massenquellen, die damit verbundenen Scheuklappen und Überlieferungsverluste und die Weiterentwicklung sozialgeschichtlicher Fragestellungen sorgen.

5. ORAL HISTORY ALS DIDAKTISCHES MEDIUM

Bisher wurde in diesem Bericht Oral History nur unter dem Gesichtspunkt historischer Dokumentation und Forschung betrachtet; abschließend sei auf ihre Rolle als Medium historischer Bildung hingewiesen. Dabei sei hier nur kurz berichtet, daß mehrere Universitäten besondere Oral-History-Kurse im Rahmen ihrer Historiker-Ausbildung eingerichtet haben, daß viele Doktor- und Magisterthesen zumindest teilweise auch diese

¹¹¹ Zu den Fragen institutioneller Geschäftsführung vgl. die Diskussion bei *E. Mason*, *Inside Oral History Offices*, in: *Gould P. Colman* (Hrsg.), *The Third National Colloquium*, S. 102 ff.

Dokumentationstechnik benutzen, manche Examensarbeiten sogar nur aus einem oder mehreren sorgfältig edierten Interviews bestehen und daß schließlich in vielen Universitäten Oral-History-Materialien der Schulung in historischer Quellenkritik zugrunde gelegt werden¹¹². Bei der geschilderten weiten Verbreitung des Befragungswesens sind solche Rückwirkungen auf die akademische Ausbildung besonders von Archivaren, Bibliothekaren, Volkskundlern, Sozial- und Zeithistorikern beinahe selbstverständlich, mögen sie auch im Einzelfall mühsam erfochten sein. Außerdem erlaubt die Mitarbeit von Studenten und Graduierten als Interviewern, Transkriptoren und Redaktoren ein kostengünstigeres Arbeiten, vor allem bei breit angelegten Gemeinde- oder Subkulturstudien. Soweit ich erkennen konnte, ist eine solche Mitarbeit eine motivierende Herausforderung für die beteiligten Studenten. Andererseits scheint dabei die Vermittlung von Interviewerfahrung sowie der Regeln des »processing« ganz im Vordergrund zu stehen, wodurch eine weiterführende intellektuelle Durchdringung, die den tieferliegenden Methodenfragen (individuelles und kollektives Gedächtnis, Interaktion im Interview, Ebenen struktureller Auswertung) gelten müßte, wohl häufig versäumt wird.

Wichtiger als die Didaktik der Oral History ist freilich Oral History als didaktisches Medium einerseits für Schüler, andererseits für historisch interessierte Laien besonders in den lokalen Geschichtsvereinen¹¹³. Dabei wurde offenbar von dem Gedanken ausgegangen, daß sich Geschichtsbewußtsein nicht so sehr aus der Konsumtion vorgefertigter Erzählungen und Darlegungen als vielmehr aus der Verknüpfung des individuellen Erfahrungsrahmens mit dem kollektiven ergibt. Der geschichtlich Interessierte soll aus einer nur rezeptiven Haltung herausgeholt und an der Rekonstruktion des gesellschaftlichen Gedächtnisses in seinem Bereich beteiligt und über die Verbindung eigener Erfahrung mit den Angeboten der Geschichtswissenschaft zu deren kritischer Benutzung befähigt werden. »Everyman his own Historian« nannte Carl Becker¹¹⁴ seine Einführung in die Geschichte, und er meinte damit einen Einstieg, der bei der Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte, Herkunft, Umwelt und kleinen Gemeinschaften beginnen sollte. Aus dieser progressiven, das lernende Subjekt aktivierenden Tradition heraus haben viele höhere Schulen und Colleges seit der Mitte der 60er Jahre Kurse eingerichtet, in denen Jugendliche über die Interviewtechnik in eine produktive Beziehung zur Vergangenheit ihrer Umwelt gesetzt werden¹¹⁵.

Am meisten Aufmerksamkeit hat dabei eine Landschule in Georgia gefunden, wo in Journalismus-Kursen eine von den Schülern getragene Zeitschrift »Foxfire« gestaltet wurde, deren beste Beiträge mittlerweile zu drei Sammelbänden zusammengestellt worden sind, die zuerst zu volkskundlichen Geheimtips und dann auch zu nationalen Best-

112 Vgl. Anm. 89 sowie *Johnye Mathews*, Oral History in the College Classroom, und *Thomas Charlton*, Oral History in Graduate Instruction, in: *The Oral History Review* 1975, S. 61–65 bzw. 65 f. Einschlägige Ratschläge finden sich in der Broschüre: *John A. Neuenschwander*, Oral History as a Teaching Approach, Washington D. C., 1976.

113 Vgl. z. B. *Charles T. Morrissey*, Oral History and Local History: Opportunities for Librarians, in: *Journal of Library History* 4, 1969, S. 341–346; *ders.*, Oral History in the Classroom, in: *G. P. Colman* (Hrsg.), *The Third National Colloquium*, S. 41–60.

114 *Carl Becker*, *Every Man His Own Historian*, New York 1935.

115 Aus einer Erhebung an Oberschulen faßt *John A. Neuenschwander* (Oral History in the High School Classroom, in: *The Oral History Review*, 1975, S. 59–61) als wichtigste Ziele zusammen: »(1) To enliven the social studies by tying history and society more directly to the students community and family, so as to convince students that history is not something that only comes in a textbook but is all around them; (2) To aid students in developing basic social skills for meaningful human interaction, and to bridge the generation gap; (3) To introduce students to research methods such as information gathering, corroboration and evaluation of sources.«

sellern geworden sind¹¹⁶. Foxfire verdankt seinen Ruf der Tatsache, daß hier ein besonders produktiver Ansatz forschenden Lernens zu einem sichtbaren Erfolg geführt worden ist und daß es sich bei der Volks- und Heimatkunde, die bei diesen Gesprächen zusammengetragen worden ist, um jene ländlich traditionale Rückständigkeit der Appalachen handelt, deren »einfaches Leben« im letzten Jahrzehnt weit über das Lager linker Dissenters hinaus faszinierte. In diesem Milieu gab es viele Tätigkeiten und Gerätschaften der Jagd, Siedlung, Landwirtschaft und des Handwerks, die von den Kindern bei alten, noch kaum in arbeitsteilige Produktionsweisen eingespannten Menschen erfragt werden konnten. Zugleich sollten sie lernen, Gespräche zu führen, die den Partner nicht blockieren, sondern ihn zum Erzählen ermuntern, und aus dem Abstand der Generationen Nutzen zu ziehen. Neben solchen Lernzielen wurden auch sprachliche, technische und systematisierende Aufgaben gelöst: Transkription der Tonbänder, Erstellung von Sachindexen, Auswahl und Anordnung der prägnantesten Abschnitte für den Abdruck in der Zeitschrift, Teamwork etc.¹¹⁷. Aus der Entwicklung von Foxfire und ähnlichen Experimenten andernorts scheint hervorzugehen, daß diese Unterrichtsform stark vom Engagement und von der inhaltlichen Führung durch den Lehrer abhängt, aber auch von der räumlichen und gesellschaftlichen Umwelt – ohne Zweifel ist eine auf Landarme und Jäger gerichtete dörfliche Volkskunde für Kinder leichter erschließbar als die komplexeren Verhältnisse der Großstadt, Industriearbeit und Bürokratie.

Das zeigt sich insbesondere bei jenen Oral-History-Projekten mit Studenten oder lokalen Geschichtsvereinen, die im großstädtischen Milieu unternommen worden sind. Denn hier ergab sich häufig eine Entkonkretisierung des Lebenszusammenhangs und damit eine Verschiebung der Fragestellung hin zu den Bedingungen lokaler oder auf ethnische Abkunft gerichteter Gemeinschaftsbildung¹¹⁸. Dies darf gewiß nicht nur negativ gesehen werden, denn als eine Gefahr der Foxfire-Richtung für die Geschichtsdidaktik droht sicher das antiquarische Abseits; in den Subkulturprojekten konnte über Bedingungen und mehr passive Erfahrungen hinausgegangen, konnten dynamischere historische Prozesse untersucht werden. Gleichwohl war damit meist ein Rückzug auf den Reproduktions- und politischen Bereich verbunden, was aber kein notwendiges Ergebnis ist.

Die professionelle Oral History hat ihre dilettantischen bzw. pädagogischen Varianten teilweise mit patronisierendem Wohlwollen, teilweise aber auch mit offener Ablehnung verfolgt. Auf der einen Seite ersetzt der Erfolg in den Geschichtsvereinen oder in Publikumsrennen wie Foxfire oder Studs Terkels lebensgeschichtlichen Interviewsammelbänden¹¹⁹ die ausbleibende oder zögerliche Anerkennung durch die akademisch etablierte Historie. Auf der anderen Seite erschwerte sie sie aber auch, insofern sie den Vergleich der Bemühungen der Oral-History-Institute mit den »Blagen, die mit einem Kassettenrecorder herumrennen«, und all jene Assoziationen erleichterte, für die diese Metapher steht: unzureichende Sachkunde der Interviewer, naives Fragen, Degeneration von History zu Story, unkritische Auswertung etc. . . . Außerdem machte sich eine gewisse Interviewmüdigkeit bemerkbar. Trotz solcher Kosten scheint mir der Gewinn,

116 *Eliot Wigginton* (Hrsg.), *The Foxfire Book*, Garden City, N. J., 1972; *ders.* (Hrsg.), *Foxfire 2*, ebda. 1973; *ders.* (Hrsg.), *Foxfire 3*, ebda. 1975.

117 Vgl. den Bericht von *Eliot Wigginton* u. a. in: *Oral History as a Teaching Tool*, in: *The Oral History Review* 1973, S. 29–47.

118 Vgl. *Willa K. Baum*, *Building Community Identity Through Oral History – A New Role for the Local Library*, in: *California Librarian*, 1970, S. 271–284, und die Community- und ethnischen Projekte, die an Fullerton State University durchgeführt wurden. *Curtiss/Shumway/Stephenson* (Hrsg.), S. 169 ff. (Hier auch den Bericht aus Baylor University von *Thomas Charlton*, *Classroom Instruction of Oral History*, S. 45–52.)

119 *Studs Terkel*, *Division Street: America* (1966); *Hard Times* (1970); *Working* (1974). Vgl. die Rezension von *Louis M. Starr*, *Studs Terkel and Oral History*, in: *Chicago History* 3, 1974, S. 123–126, und Anm. 92.

den historischen Konsumenten zu aktivieren und zugleich die sozialgeschichtlichen Quellendefizite (wenn auch manchmal recht fragwürdig) und die Generationskluft zu überwinden, zum Positivsten an der amerikanischen Oral History zu gehören.

Oral History kann aber nicht nur als Medium forschenden Lernens eingesetzt werden, sondern auch als schlichtes Unterrichtsmedium. Die Foxfire-Schüler sammelten ihre Interviews ja nicht zum Selbstzweck, sondern es war für sie sicher ein besonderer Ansporn, daß die besten Partien in ihrer Zeitschrift auch veröffentlicht wurden¹²⁰. Diese Texte konnten dann andernorts wieder als von Natur aus kindgerechtes Unterrichtsmaterial für Interpretationen eingesetzt werden. Ähnliches ist von den Tonbändern von Geschichtsvereinen, Stadtarchiven oder Nachbarcolleges zu berichten, die zusammen mit Dias auch die Lokalgeschichte oder die Beschäftigung mit Volkskunde, Minderheitenproblemen etc. zur Multi-Media-Schau zu machen erlaubten¹²¹. Sie sind näher und überprüfbarer als die Schulfunkkassetten mit ihrem weiten Verbreitungsgebiet und entsprechend generalisierten Fragestellungen – aber auch bei diesen wird in USA zunehmend auszugsweise von Oral-History-Mitschnitten Gebrauch gemacht¹²². Ähnliches ist auch von der Verwendung von Interviews in historischen Büchern zu sagen: Ihr human touch motiviert zur Lektüre und umgeht das Sprachproblem sonstiger historischer Popularisierungen.

Diesen Vorzügen stehen aber auch Schwierigkeiten gegenüber – und zwar gewichtigere als im Fall des forschenden Lernens. Die modisch gewordenen Textmontagen aus Interviewfragmenten können durch naive, gesichtspunktlose Erzählerei (»as it was«) die analytische Aufgabe historischer Rekonstruktion vernebeln, und in diesem Nebel kann in schlimmeren Fällen der Konsument verkennen, daß er einem Arrangeur aufsitzt, der ihm mit suggestiven Erzählungen werthafte Lernziele übermittelt, ohne seine Auswahlkriterien und sein Erkenntnisinteresse oder überhaupt sich selbst zu erkennen zu geben. Es brauchte dann schon viel größere Sachkenntnis, als sie der Lernende in der Regel hat, um sich durch immanente Kritik (die bei Darstellungen leichter ansetzen kann) der Manipulation zu entwinden. Der Einsatz des Mediums Oral History verlangt vom Lehrer bzw. Schriftsteller ein hohes Maß an Kritik und Disziplin, wenn es nicht zur unproduktiven Stillbeschäftigung oder zur Übertölpelung der Schüler bzw. Leser führen soll.

Weitverbreitet, praktisch und ziemlich anspruchslos ist der Einsatz von Oral-History-Material als motivierende oder belebende Illustration, also ein wesentlich formaler Gebrauch im Rahmen eines inhaltlich aus anderen Materialien und Denkipulsen strukturierten Lernprozesses. Reizvoller, aber auch sehr viel schwieriger wird die Verwendung von Oral-History-Materialien dann, wenn sie zum eigentlichen Gegenstand des Lernens gemacht werden. Denn sie gewinnen durch ihre Narrativität, dialogische Struktur und ihre Vermittlung zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis einen Komplexitätsgrad, der weit über den sonst üblicher Quellen hinausreicht. Das mag sie in spezifischer Weise zur Schulung in Quellenkritik, in strukturalistischer Textanalyse und in der Verfremdung von Überlieferung zu Rekonstruktionsmaterialien prädisponieren. Ihre

120 Die deutschen Schülerzeitungen erreichen selten einen derartigen Grad ernsthafter Originalität der Dokumentation. Früher imitierten sie auf »jugendeigene« Weise die Erwachsenenpresse, später konzentrierten sie sich auf Inhalte der Jugendkultur. Sie wären aber das geeignete Medium, um die Ergebnisse einschlägiger Projekte zu publizieren.

121 Vgl. Anm. 104 und *Margaret Sullivan*, *Into Community Classrooms – Another Use for Oral History*, in: *The Oral History Review* 1974, S. 53–58.

122 So hat z. B. der Center for History of Physics am American Institute of Physics (New York City) 1976 aus seinen Oral-History-Bändern ein Kassettenprogramm für die Verwendung im Schulunterricht »The Living History of Physics« zusammengeschnitten.

Entschlüsselung gehört aber, wie weiter oben erörtert¹²³, zu den subtilsten Aufgaben eines Historikers.

Michael Frisch hat an Studs Terkels »Hard Times«, einer zum Bestseller gewordenen Zusammenstellung von über 150 Erinnerungsinterviews über die große Depression in USA, gezeigt¹²⁴, daß es gerade diese Komplexität der Quellengattung ist, die auch ihre Vieldeutigkeit ausmacht. Während er und einige andere skeptische Rezensenten deprimiert waren über diese Dokumente eines großen Leidens an der Gesellschaft, wurde es in den großen Zeitungen als eine Hymne auf die Regenerationskraft und den Anstand des amerikanischen Geistes gefeiert. Trotz subtiler Entschlüsselungen, auf jeden Fall aber ohne diese läßt die humane Qualität von Oral History zur emotionalen Auseinandersetzung mit der Geschichte, damit aber auch zur Extrovertierung der Voraussetzungen und Wünsche der Leser und insofern zur Polarisierung innerhalb eines jeweiligen Publikums ein. Hier dürfte ihr eigentlicher didaktischer Wert für eine lernende Gruppe liegen: In einem ersten Schritt wird durch scheinbare Verständlichkeit und eine hintergründige Provokation zur Übertragung der Werthorizont einer Frage aufgerissen, im zweiten, der einer Klärung der Widersprüche durch die strukturelle Analyse der Texte gilt, die Relativität und Komplexität geschichtlicher Überlieferung und Erkenntnis veranschaulicht.

123 Vgl. 3. b und c.

124 Wie Anm 92.